

Neil Shicoff
Der die Seelen zum Singen bringt

nunu

Marika Lichter – Musik ist ihr Leben

Hava Nagila – Ein Ohrwurm für die Welt

Thomas Krüger – Bildungsarbeit gegen Extremismus

Ramazan Demir: „Radikale sind religiöse Analphabeten“





Bauphysik

Farbenlehre

Fahrzeugtechnik

Wissen schafft Chancen. Von klein auf.

Wenn Kinder gefördert werden, haben sie die besten Chancen. Deshalb beginnt Bildung in Wien schon im Kindergarten – mit hoch qualifizierten Kindergartenpädagoginnen und Kindergartenpädagogen sowie speziellen Förderangeboten. Auch für die Schulzeit gibt es in der Stadt besonders viel Unterstützung – zum Beispiel die Gratis-Nachhilfe. Lesen Sie mehr auf www.bildung.wien.at.

Haben Sie Fragen zu diesem Thema? www.wienwillswissen.at



Infos zu
Kindergärten

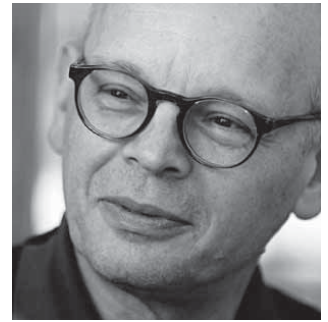


Infos zu
Gratis-Nachhilfe

Wien. Die Stadt fürs Leben.

Stadt  Wien

Von den Beherrschern des Weltalls



© PETER RIGAUD

VON PETER MENASSE

Ein Leitartikel in einem jüdischen Magazin kann heute nur schwerlich vergnügt und heiter einherkommen. Zu grausam toben die Mörder in Syrien, dem Irak, in anderen arabischen Ländern und in Afrika. Zu nahe sind in Europa die Attacken des Terrors, der sich auf den Islam bezieht und gegen Juden und gegen alle Werte der Demokratie gerichtet ist. Aber andererseits: Sollen wir uns jede Freude vermiesen lassen, sollen wir ihnen ähnlich werden, verbiestert, ohne Lebenssinn und Kultur? Nein, wir bleiben oben und optimistisch. Humor ist der bessere Ratgeber und Begleiter als Angst.

Und es gibt tatsächlich Anlass zur Freude bei **NU**. Wir feiern heuer den 15. Geburtstag unseres Magazins, das sich von kleinen Anfängen zu einem der wichtigsten jüdischen Medien im deutschsprachigen Raum entwickelt hat. Der Erfolg hat viele Mütter und Väter: Ein Stammteam, das fast unverändert seit der Gründung zusammengeblieben ist, auch wenn der Mitgründer und langjährige Herausgeber Erwin Javor bedauerlicherweise nicht mehr dabei ist. Dann Journalistinnen und Journalisten, die unentgeltlich für das Heft schreiben, darunter viele sogenannte Edelfedern, die aus reiner Sympathie zu unserer Sache mitmachen. Es ist ein gutes Land, in dem „Gojim“ ein jüdisches Magazin mitgestalten und mit ihren journalistischen Fähigkeiten schmücken. Schon zu viel Selbstbespiegelung? Na dann nur noch das eine: Wir leben seit Anbeginn und bis heute ohne jede Finanzierung durch die IKG.

Das Geburtstagsjahr begrüßen wir in einem neuen Magazin-Kleid. Der renommierte Grafiker Stefan Fuhrer hat sich des Layouts von **NU** angenommen und einen sanften Relaunch konzipiert. Der in Wien lebende Schweizer hat schon viele markante Spuren in die österreichische Medienlandschaft gezeichnet, so etwa mit seinen Konzepten für das *Rondo* der Tageszeitung *Standard*, beim Relaunch von *Presse und Wirtschaftsblatt* oder bei Special-Interest-Heften, wie dem von André Heller herausgegebenen *Anstoss* oder dem *Shotview Magazine*.

Die Beurteilung der Schönheit des neuen Kleids überlassen wir gerne unseren Leserinnen und Lesern. Wir schreibende Menschen fühlen uns im frisch genähten Gewand jedenfalls sehr wohl und bemühen uns um entsprechend anmutige Formulierings-Bewegungen. Dem Relaunch zum Opfer gefallen ist das Element des Editorials. Stattdessen gibt es ein übersichtliches Inhaltsverzeichnis und den Leitartikel, der sich hin und wieder, so wie diesmal, mit Internem befassen wird. So steht hier und heute auch der Hinweis, dass sich Israel nicht an das Erscheinungsdatum von **NU** gehalten hat, alle Berichte im Heft sind daher schon vor den Wahlen geschrieben worden.

Kommen wir zurück zu den Turbulenzen der Zeit. Immer wieder kann

einen erstaunen, wie sehr das Weltbild vieler Muslime jenem der alten und neuen Nazis ähnelt. Ja, auch wenn die offiziellen Vertreter der Muslime es nicht gerne hören, der Antisemitismus unter so vielen ihrer Mitglieder ist stark ausgeprägt und wird zunehmend offen gezeigt. Die 15 Millionen Juden, die es weltweit noch gibt, sind an jedem Unglück und am schlechten Wetter, an Husten und Heiserkeit und den falschen Lottozahlen schuld. Die Juden, das meinen alle diese Verschwörungstheoretiker, beherrschten die Welt.

Mit dem Tod des großen Vulkaniers Mr. Spock, dem Ersten Offizier von *Raumschiff Enterprise*, dessen Ableben gerade beim Fertigstellen von **NU** 59 bekannt wurde, enthüllt sich jetzt allerdings eine noch viel größere Dimension der jüdischen Allmacht. Auch der Weltraum wird von Juden kontrolliert. Leonard Nimoy, der die Rolle des Mr. Spock verkörperte, wurde 1931 als Sohn jüdischer Einwanderer in Boston geboren; der Darsteller des Captain Kirk an Bord der Enterprise, William Shatner, kam im selben Jahr in Montréal zur Welt, ebenfalls als Nachkomme jüdischer Immigranten. Wer da noch keinen Zusammenhang wittert, ist für die große Theorie nicht geschaffen.

Es gibt aber einen weiteren klaren Beweis: Der Vulkanier Spock grüßt, wie alle Fans der Serie wissen, indem er die Hand hebt und dabei Ring- und Mittelfinger spreizt, dazu sagt er dann sinngemäß „Lebe lang und in Frieden“. Für die Verschwörungstheoretiker sei hier aufgedeckt, dass es sich bei dieser Geste um einen Gruß handelt, der an den jüdischen Segen „Birkat Kohanim“ angelehnt ist, bei dem die Kohanim (die direkten Nachfahren des Hohepriesters Aaron) dieses Zeichen mit beiden Händen bilden. Ich nehme an, dass wir nach dieser Entdeckung bald schon auf muslimischen Demonstrationen auch Tafeln mit der Aufschrift „Juden raus aus dem Weltall“ zu sehen bekommen werden.

Noch ein großer jüdischer Weiser ist gestorben: Carl Djerassi, den wir in unserem Magazin gleich zweimal interviewt haben, das letzte Mal (in **NU** 53) knapp vor seinem 90. Geburtstag. Es lohnt sich, das Interview in unserem Archiv nachzuschlagen (www.nunu.at).

„Der Weltraum, unendliche Weiten“ – wir schreiben das Jahr 2015. Das sind die Abenteuer des Magazins **NU**, das mit seiner kleinen Besatzung seit fünfzehn Jahren unterwegs ist, um das Wichtigste aus jüdischer Sicht einzufangen, und von dem Mr. Spock zu sagen pflegte: „Faszinierend.“

Zurück aus dem Weltraum, wünsche ich ein herzliches Chag Pessach Sameach und friedliche Pessachfeiertage.



Menschen in Rojava selbst zu Wort kommen. (Mandelbaum Verlag)

Örtliche Gleichgültigkeit, die Fortsetzung zu Peter Weinbergers zeitgeschichtlichem Erinnerungswerk **Wohlgeordnete Einsamkeit** von 1964 bis zum politischen Ende des 20. Jahrhunderts. (Österreichisches Literaturforum)

Andrea Reiters Buch **Contemporary Jewish Writing. Austria After Waldheim** widmet sich jüdischen Schriftstellern und Intellektuellen in Österreich und analysiert neben traditionellen Publikationsformen auch filmische und elektronische Medien der letzten 25 Jahre. (Routledge, London)

Wir empfehlen

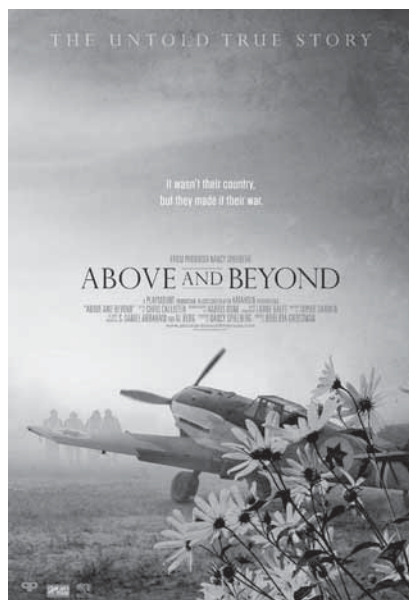
Der Duft des Regens auf dem Balkan erzählt die Geschichte der sephardischen Familie Salom aus Sarajevo, deren Leben mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine radikale Wendung nimmt. Vor dem Hintergrund der politischen Ereignisse in der Zeit zwischen 1914 und 1945 machen sich die fünf Töchter auf die Suche nach Entfaltung und Liebe. Die serbische Schriftstellerin Gordana Kuić schildert eine verloren gegangene Welt: die Kultur des Zusammenlebens von bosnisch-jüdischen, muslimischen, serbisch-orthodoxen und katholischen Gesellschaftsschichten in Sarajevo und die einzigartige Lebenswelt der

ladinosprachigen Juden (Holitzer Verlag). Das Buch wird am 21. Mai um 18:30 Uhr im Jüdischen Museum Wien, Dorotheergasse 11, präsentiert.

Thomas Schmidingers Buch **Krieg und Revolution in Syrisch-Kurdistan: Analysen und Stimmen aus Rojava**. Der Politikwissenschaftler und NU-Autor bereiste Syrisch-Kurdistan mehrmals, zuletzt war er in Rojava, von wo er einen aktuellen Einblick über eine Region zwischen Revolution und Bürgerkrieg gibt. In zahlreichen Interviews mit PolitikerInnen und AktivistInnen sozialer Bewegungen lässt er darüber hinaus die

Wir unterstützen

die Initiative „Challenging Double Standards – A Call Against the Boycott of Israeli Art and Society“ und die Gruppe von Menschen aus Kunst, Literatur, Film und Musik, die diesen Aufruf gegen den Boykott von Kunst und Kultur aus Israel und der israelischen Gesellschaft verfasst haben: <http://cds-call.tumblr.com/>



Wir feiern 15 Jahre NU! Feiern Sie mit uns!

Anlässlich unseres Jubiläums zeigen wir den Film

Above and Beyond

von Nancy Spielberg

Österreich-Premiere

am Sonntag, 19. April 2015 um 19 Uhr
im VHS Wiener Urania, Mittlerer Saal (1., Uraniastraße 1)

Weitere Informationen: www.nunu.at
Um Anmeldungen wird gebeten unter: office@nunu.at

Wir freuen uns auf Ihr Kommen,
die NU-Redaktion

In Kooperation mit



IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für
Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.500 Stück
Nächste Ausgabe: Juni 2015

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfasse 3, 1010 Wien

KONTAKT
Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
Mob.: +43 (0) 676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG
IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM
NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 15,-
Europäische Union: Euro 20,-
Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN
Gesine Stern, Mob.: +43 (0) 676 566 85 23
E-Mail: gesine.stern@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM
Richard Kienzl (Artdirector), Peter Menasse
(Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat),
Ida Salamon (Chefin vom Dienst)

TITELBILD
© Wiener Staatsoper / Axel Zeininger

SATZ & LAYOUT
Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1,
1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK
Fairdrucker GmbH, Wintergasse 52,
3002 Purkersdorf

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ
Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Fo-
rum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfasse 3
Obmann: Martin Engelberg, Obmannstellver-
treterin: Danielle Spera, Kassiererin:
Ida Salamon

Grundsätzliche Richtung:
NU ist ein Informationsmagazin für Juden in
Österreich und für ihnen nahestehende, an
jüdischen Fragen interessierte Menschen.
NU will den demokratischen Diskurs fördern.



Ramazan Demir

Seite 6



Marika Licher

Seite 16

Aktuell

Gespräch mit dem Gefängnis-Imam
und Religionslehrer Ramazan Demir 6

Der Präsident der Bundeszentrale für
Politische Bildung, Thomas Krüger,
über radikale Muslime 10

Aus dem Terror für den Frieden
lernen 14

Unterwegs mit

Marika Lichter fühlt sich
überall zu Hause 16

Nahost

Überlegungen und Beobachtungen
zum israelischen Wahlkampf 2015 20

Wenn es ein Land auf der Welt
gibt, in dem man sich nie langweilt,
ist es Israel 24

Zeitgeschichte

Ehemalige Lagerinsassen von
Auschwitz kehrten zurück, um
eine Gedenkstätte aufzubauen 28

Die Vertreibung der Mitglieder
der Wiener Psychoanalytischen
Vereinigung 30

Jüdisches Leben

Ultraorthodoxe Gemeinden
und Jeschiwot wachsen in
den USA rasant 32

Hava Nagila – vom Stetl zum
Youtube-Hit 34

Schach

Akiba Rubinstein zählte in den
1910er- und 1920er-Jahren zu
den weltweit stärksten Spielern 36

Kultur

Neil Shicoff über sein Judentum,
seine Rollen und über seine
Erfahrungen mit Wien 38

Das Ego eines kleinen Landes –
Heuer wird der Songcontest in
Israel ganz anders sein 42

Rezension

Nannah Rothschild:
Die Jazz-Baroness –
Das Leben der Nica Rothschild 44

Michèle Bernstein:
Alle Pferde des Königs 46

Standards

Kohnversationen 43

Engelberg 47

Rätsel 48

In eigener Sache 49

Unsere Autorinnen und Autoren 50

Dajgezzen & Chochmezzen 51

„Ist er denn keine Menschenseele?“



Der Gefängnis-Imam und Religionslehrer Ramazan Demir hat mit NU über radikale muslimische Jugendliche und wie man an sie herankommen kann, die richtige Interpretation des Koran und über Judenhass gesprochen.

VON PETER MENASSE (INTERVIEW) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

NU: Wie sind Sie Imam geworden, wo kommen Sie her?

Ramazan Demir: Ich bin in Deutschland geboren, in Ludwigshafen am Rhein, in der Stadt Helmut Kohls. Vor mehr als sieben Jahren bin ich nach Wien gezogen, um hier an der Islamischen religionspädagogischen Akademie zu studieren. Das heißt heute Studiengang für Islamische Religion an Pflichtschulen. Ich habe dort meinen Bachelor gemacht.

Wer finanziert diesen Lehrgang?

Ich weiß es wirklich nicht. Da müssen Sie beim IRPA (Anm.: Hochschulstudiengang für das Lehramt für Islamische Religion an Pflichtschulen) oder bei der IGGiÖ (Anm.: Islamische Glaubensgemeinschaft in Österreich) nachfragen. Wir hatten Professoren von der Universität Wien, wie zum Beispiel Susanne Heine. Wir hatten

zunächst einmal pädagogischen und theologischen Unterricht. Danach bin ich an die Universität Wien gegangen und habe dort zwei Jahre den Masterstudiengang Islamische Religion studiert, also wieder Religionspädagogik. Alles zusammen dauerte fünf Jahre, und nun bin ich dabei, meine Doktorarbeit zu schreiben. Ich bin seit ungefähr fünf Jahren Religionslehrer im Brigittenauer Gymnasium im 20. Bezirk, arbeite als Gefängnis-Imam in der Justizanstalt Josefstadt und fungiere nebenbei als Generalsekretär der Islamischen Gefängnisseelsorge.

Wie viele Gefängnis-Seelsorger gibt es?

Wir haben in ganz Österreich 46 islamische Gefängnisseelsorger, die alle ehrenamtlich tätig sind – mit der Problematik, dass, wenn wir Professionalität wollen, wir uns auch eine angemessene Finanzierung leisten müssten. Jeder von uns hat einen Hauptberuf, die meisten sind Religionslehrer. Wenn man dann den ganzen Tag arbeitet und noch nebenbei im Gefängnis Seelsorge leistet, wird das sehr schwierig.

Um wie viele Häftlinge kümmern Sie sich?

In ganz Österreich sitzen ungefähr 8.700 Gefangene ein, davon etwa 1.700 Muslime. Um die alle müssen wir uns kümmern, was eigentlich nicht möglich ist. Gäbe es vielleicht zehn hauptberufliche Seelsorger, dann ginge das. Aber neben einer Berufstätigkeit ist es schwierig. Wir machen trotzdem gute Arbeit, die auch zielführend ist. Das beweisen die Rückmeldungen der Kommandanten, der Anstaltsleitungen und anderer. Aber das ist zu wenig, das sind ein bis zwei Stunden in der Woche für mich, wo ich das Freitagsgebet leite, wo ich die Predigt halte und ein paar Einzel-Seelsorgen führe, also maximal zwei Einzelbetreuungen, und das reicht definitiv nicht aus.

Sind viele junge Menschen unter den muslimischen Straftätern?



„Im Koran steht, dass wir, Muslime wie Juden, alle Kinder von Adam und Eva sind. Daher müssen wir in Frieden leben.“

Nein, die meisten sind natürlich älter, aber wir haben auch junge Leute. Wir haben zum Beispiel die Justizanstalt Gerasdorf für Jugendliche und junge Erwachsene, und da gibt es auch viele Muslime. Das ist ja die Herausforderung für uns. Wir müssen uns um diese jungen Leute kümmern, die gefährdet sind, sich später zu radikalisieren.

Die Attentäter von Paris sollen im Gefängnis radikalisiert worden sein. Ist eine solche Gefahr in Österreich groß?

Definitiv. Weil es ist immer möglich, dass ein paar hineinkommen, die radikal sind und dann die anderen mit diesem Gedankengut anstecken. Genau deswegen braucht es islamische Gefängnisseelsorger. Die Leute hören in islamischen Angelegenheiten nicht auf den Beamten oder auf den Psychologen. Da muss ein Theologe, ein Religionspädagoge, ein islamischer Fachmann her. Nur sie können Aufklärungsarbeit leisten.

Und hören die Leute tatsächlich auf Sie?

Derzeit kommen wirklich nur wenige radikale Leute ins Gefängnis, aber man muss sie ernst nehmen. Sie hören zwar am Anfang nicht auf mich, wer-

den aber auch von den Mithäftlingen nicht angenommen. In dieser gesellschaftlichen Isolierung brauchen sie nach ein paar Monaten einen Kontakt. Und dann kommen wir zusammen, wir reden, und nach einigen Sitzungen baut man Vertrauen auf. Dann lässt sich helfen, Aufklärungsarbeit und Informationsarbeit leisten. Aber definitiv müssen wir es probieren. Wenn wir sagen, die hören sowieso nicht auf uns, haben wir verloren.

Sie könnten theoretisch sagen, der ist so verstockt und so klar dem Terrorismus verfallen, ich zeige das jetzt auch an. Würden Sie so etwas machen, etwa den Verfassungsschutz einschalten?

So etwas war bis jetzt noch nie der Fall. Warum? Die Leute, die radikal sind, die drinnen sitzen, die strahlen das ja sofort aus. Sie sprechen offen, sie verheimlichen nichts. Wichtig ist, dass wir uns um sie kümmern. Noch wichtiger aber ist, dass ich mich der Mehrheit annehme und darauf achte, dass diese Menschen nicht radikal werden.

Es gibt so viele Behauptungen, Rechtfertigungen für Taten, die immer den Islam als Grundlage nehmen. Dann gibt's wie-

„In ganz Österreich sitzen ungefähr 8.700 Gefangene ein, davon etwa 1.700 Muslime. Um die alle müssen wir uns kümmern, was eigentlich nicht möglich ist. Gäbe es vielleicht zehn hauptberufliche Seelsorger, dann ginge das.“

der Leute, die sagen, der Islam ist eine friedliche Religion. Welche Interpretation des Islam ist denn die richtige?

Es gibt 1,5 Milliarden Muslime, und 99 Prozent von ihnen sind friedlich. Zeigt das nicht, dass der Islam eine friedliche Religion ist? Zum Zweiten stellt sich die Frage, warum Leute radikal sind, warum sie Attentate begehen, wie jenes in Paris. Es zeigt sich immer wieder, dass diese Attentäter einen Vers aus dem Koran herauspicken und nicht auf den Kontext achten, nicht schauen, was vorher und was nachher geschrieben steht. Die meisten Radikalen sind religiöse Analphabeten. Sie haben einen Hass auf die Welt, auf die anderen, die bösen anderen, und halten sich selbst für die Guten. Die meisten sind auch nicht gebildet, weder religiös noch schulisch.

Als islamischer Religionslehrer ist es meine Aufgabe, den Muslimen zu erklären, dass einzelne Sätze ohne Zusammenhang nichts aussagen. Ich muss mit ihnen darüber reden, dass nicht alle Passagen aus der Zeit vor 1.400 Jahren ohne Erläuterung verständlich sind. Es gibt ja auch viele Prophetengeschichten im Koran. Sie lassen sich nicht einfach auf heute übertragen. Es gibt Gebote und Verbote, die im Koran stehen. Natürlich. Man muss darüber hinaus immer vorsichtig sein, wenn man ein Wort übersetzt. Nehmen wir zum Beispiel das Wort „Kafir“ her, das „Ungläubige“ heißt und manchmal falsch für Christen und Juden verwendet wird. Das ist einfach eine Fehlinterpretation. Weil Christen und Juden sind „ahlu l-kitāb“ und das heißt laut Koran, sie sind Gläubige, Besitzer der Schrift. Wie kann ich die jetzt als Ungläubige abstempeln?

Mohammed hat immer seine jüdische Nachbarin besucht, hat mit Juden Friedensverträge abgeschlossen. Im Koran steht, dass wir, Muslime wie Juden, alle Kinder von Adam und Eva sind. Daher müssen wir in Frieden leben. Ich gebe Ihnen noch ein Gleichnis, ein „Hadith“. Der Prophet saß mit seinen Gefährten, und da kam ein Lei-



„Das Attentat von Paris, das war eine Grausamkeit, das war ein Angriff auf die Muslime, auf den Koran, auf den Propheten.“

chenzug vorbei. Der Prophet stand auf und alle schauten und standen auch auf. Der Prophet setzte sich wieder hin, und alle taten es ihm gleich. Da fragte einer: Warum bist du aufgestanden? Das waren doch Juden. Und der Prophet sagte: „Ist er denn keine Menschenseele?“

Alle drei Religionen, sowohl Christentum, Judentum als auch der Islam sind monotheistische Religionen, sie glauben alle an einen Gott. Das Attentat von Paris, das war eine Grausamkeit, das war ein Angriff auf die Muslime, auf den Koran, auf den Propheten. Das ist zu verurteilen, und das haben wir auch wirklich getan.

Die jungen Leute, die in den „Dschihad“ ziehen, sind das wirklich alles Bildungsverlierer, Sozialverlierer?

In Österreich sind 170 in den von ihnen selbst so genannten Dschihad gezogen. Die meisten von ihnen sind Tschetschenen. Oder auch Leute, die familiäre Probleme und Freundeskreis-Probleme haben, schnell manipulierbar sind, bildungsferne Leute. Leute, die Anerkennung brauchen,

Leute, die Abenteuer wollen.

Was ist mit den Eltern der jungen Menschen, kann man an sie herankommen?

Natürlich könnte und muss man sogar an die Eltern herankommen. Das versuchen wir, die islamische Glaubensgemeinschaft, sowieso, und es gelingt uns auch durch die Moschee-Vereine und andere Institutionen, wo wir informieren, aufklären und zweitens uns um die Menschen kümmern. Aber natürlich kommt nicht jeder in einen Moschee-Verein. Die meisten, die radikal geworden sind, waren keine Mitglieder eines Vereins. Für uns ist erst einmal wichtig, dass wir die Mehrheit informieren und sie aufklären. Aber es wird immer wieder – leider – einige wenige geben, die wir niemals kontrollieren können, auch wenn wir es stets versuchen müssen.

Es geht auch darum, Projekte zu initiieren. Beispielsweise haben wir mit Unterstützung der Direktorin unserer Schule eine Podiumsdiskussion zum Thema Radikalismus angeboten. Das gab es wahrscheinlich das erste Mal in ganz Wien. Wir haben Experten ge-

„Die Leute hören in islamischen Angelegenheiten nicht auf den Beamten oder auf den Psychologen. Da muss ein Theologe, ein Religionspädagoge, ein islamischer Fachmann her. Nur sie können Aufklärungsarbeit leisten.“

„Die meisten Radikalen sind religiöse Analphabeten. Sie haben einen Hass auf die Welt, auf die anderen, die bösen anderen, und halten sich selbst für die Guten. Die meisten sind auch nicht gebildet, weder religiös noch schulisch.“

holt, die alle Schüler einer Schulstufe für eineinhalb Stunden in Form eines Pflichtseminars informiert und aufgeklärt haben. Man muss es versuchen.

Warum gibt es so viele Muslime, die keine Juden mögen?

Ich würde zunächst einmal sagen, viele Muslime können den Staat Israel nicht von den Juden trennen. So sagen sie dann: „Das waren die Juden.“ Das ist definitiv nicht richtig. Man muss aber auch sagen, dass bei den Juden der Islamhass steigt, wie bei den Muslimen leider der Judenhass. Das heißt nicht, dass es bei allen so ist, aber die Tendenz ist steigend.

Wenn bei den Juden die Abwehr gegen Muslime steigt, dann doch, weil beispielsweise bei Demonstrationen in

Wien türkischstämmige Menschen antisemitische Losungen gerufen haben. Ich sehe keine Juden, die gegen Muslime demonstrieren.

Sie haben in der Hinsicht recht, wenn Sie sagen, Sie haben einige Türken gesehen, die jetzt – in Anführungszeichen – mit Fahnen demonstrieren gegangen sind, aber das sind wieder nur einige wenige. Wir Imame und Religionslehrer müssen dagegen auftreten; und glauben Sie mir, das tue ich auch. Sowohl in meiner Predigt in der Moschee als auch im Religionsunterricht stelle ich das klar. Der Angriff auf die Gaza-Hilfsflotte, bei der neun Türken umgekommen sind, war auch ein Grund. Israel hat sich zwar dafür entschuldigt, aber das hat sicher dazu beigetragen, dass manche Türken auf einmal einen Judenhass haben.

Rechtsradikale in Österreich schmierern Hakenkreuze auf Moscheen. Kann man den Muslimen nicht an diesem Beispiel zeigen, dass wir in Wirklichkeit gemeinsame Feinde haben?

Ja, Rechtsradikale sind darüber hinaus nicht nur die Feinde der Juden und Muslime, sondern auch der Christen. Aber eine Sache ist mir noch wichtig: Die Islamfeindlichkeit ist hier in Österreich im Steigen. Nicht nur die Hakenkreuze, auch die Beschimpfungen, Kopftuch herabziehen, Anspucken einer Dame mit Kopftuch gerade vorgestern. Wir haben in der Dokumentationsstelle der Glaubensgemeinschaft in einem Monat schon 50 Angriffe verzeichnet, verbale oder nonverbale Angriffe auf Musliminnen mit Kopftüchern. Das ist schrecklich. nu



#WÖÖD NACHRICHTEN

GUTEN ABEND WIEN

LIVE - DAS NEUESTE AUS DER STADT

MO - FR
18:00 - 21:00
UHR



Exklusiv im Kabelnetz von  upc

Livestream auf W24.at

„Radikalisierte Menschen sind ein Sicherheitsproblem“

Thomas Krüger, Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), über radikale Muslime und Bildungsreisen nach Israel. Ein Gespräch.

VON MARTIN ENGELBERG (INTERVIEW) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

NU: Sie sind in Deutschland für politische Bildung zuständig. Was tun gegen die Radikalisierung der Muslime?

Thomas Krüger: Da gibt es keine Pauschallösung. Die meisten der rund vier Millionen Muslime in Deutschland sind sehr gut integriert und viele haben einen deutschen Pass. Sie fühlen sich Deutschland mehrheitlich eng verbunden und bekennen sich zu den freiheitlich-demokratischen Grundwerten. Sie haben mit der Radikalisierung von einigen tausend Extremisten nichts zu tun. Pauschalwürfe gegen „den Islam“ etc. sind hier extrem kontraproduktiv.

Das klingt alles sehr schön, aber was machen Sie ganz aktuell mit jenen, die schon radikalisiert sind?

Menschen, die schon radikalisiert sind, sind in erster Linie ein Sicherheitsproblem. Da müssen die Verfassungsschützer und die Kriminalämter aktiv werden. Aber wir wollen durchaus Jugendlichen, die Gefahr laufen, z. B. der Propaganda des sogenannten „Islamischen Staates“ im Internet auf



„Die meisten der rund vier Millionen Muslime in Deutschland sind sehr gut integriert und viele haben einen deutschen Pass. Sie fühlen sich Deutschland mehrheitlich eng verbunden.“

den Leim zu gehen, zeigen: Ihr könnt euch anders entscheiden. Das gilt nach den Anschlägen von Paris mehr denn je! Hierbei wollen wir Aktivitäten in den sozialen Netzwerken organisieren. Vorbild ist eine bpb-Kampagne gegen Neonazis, bei der bekannte YouTuber Videos drehten, die unter Jugendlichen eine hohe Glaubwürdigkeit haben – und das ist das A und O im Netz. Die Clips wurden millionenfach angeklickt. Im Fall der Gegenrede gegen die IS-Propaganda könnten das z.B. Rapper sein oder junge Imame. Auch hier geht es vor allem um Glaubwürdigkeit. Sie müssen in der Lage sein, die Jugendlichen zu erreichen, die potenziell von Islamisten angeworben werden könnten.

Wieso werden muslimische Jugendliche radikal?

Wir wissen, dass die Radikalisierung vor allem aus der Angst vor Prekarisierung entsteht. Oft sind es „abgehängte“ Jugendliche, die keine Erfolgserlebnisse und vor allem keine Anerkennungserfahrung in der Schule, Ausbildung oder im Beruf sammeln konnten. Diese Anerkennung suchen sie sich dann an anderer Stelle. Wir haben es z.B. in Deutschland nach wie vor mit einem relativ selektiven Bildungssystem zu tun. Wenn sich dann Enttäuschungssituationen einstellen oder junge Leute in dem Bildungssystem nicht mitkommen, suchen sie sich sehr oft die Anerkennung in anderen Zusammenhängen.

Das heißt, für Sie ist die Radikalisierung der Muslime eine reine Milieu-Problematik?

Es ist nicht nur eine Milieu-Problematik, sondern eine gesamtgesellschaftliche Herausforderung. Das zeigt auch der mit 10 – 20 Prozent relativ hohe Anteil an Konvertiten in der salafistischen Szene, die vorher keine Berührungspunkte mit dem Islam hatten. Radikale Ausprägungen und Radikalisierungsprozesse können wir zudem auch in anderen Weltreligionen beobachten.

Na das ist wohl ein Unterschied! Jedenfalls gibt es im Islam den Anspruch, die ganze Welt zu beherrschen und zum Islam zu bekehren.

Das gibt es aber auch im Christentum.

Da hat doch in der Zwischenzeit eine gewaltige Entwicklung stattgefunden. Mit dieser Brutalität und Radikalisierung steht der Islam heute alleine da.

Islam und Islamismus sind nicht in einen Topf zu werfen: Die katholische Kirche ist nicht die Piusbruderschaft, und die evangelische Kirche ist nicht mit den Fundamentalisten unter den Evangelikalen zu verwechseln. Wir müssen unterscheiden lernen. Wir bemühen uns in unserer Bildungsarbeit bei der Darstellung muslimischen Lebens in Deutschland stets darum zu zeigen, dass es nicht „den Islam“ oder „die Muslime“ gibt. Wir stellen z.B. in der Ausstellung „Was glaubst du denn?! Muslime in Deutschland“ ganz plastisch und anschaulich dar, dass die Menschen muslimischen Glaubens in ihrer Religion, aber auch in dem, was ihren Alltag ausmacht, sehr unterschiedlich sind.

Und trotzdem beobachten wir natürlich auch, dass der radikale Islam, in Gestalt des Salafismus, in Deutschland in den letzten Jahren rasant gewachsen ist. Dabei spricht er insbesondere Jugendliche und junge Erwachsene an. Er liefert einfache Antworten auf schwierige Fragen, gibt eindeutige Handlungsanweisungen für uneindeutige Situationen und gibt Halt, wo sich viele haltlos fühlen. Wohin eine salafistische Radikalisierung im schlimmsten Fall führen kann, sehen wir mittlerweile wöchentlich in den Nachrichten: Hunderte junger Menschen reisen aus Deutschland und Europa nach Syrien und in den Irak. Und manche von ihnen kommen wieder oder werden durch den IS oder Al-Kaida so radikalisiert, dass es zu so schrecklichen Anschlägen in unseren westlichen Gesellschaften kommt wie zuletzt in Paris.

Gehen wir doch ein Stück weiter – also abgesehen von den 300, die sich dem

IS angeschlossen haben. Wir haben gerade im vergangenen Sommer im Zuge des Gaza-Konfliktes erlebt, dass es da antisemitische Töne und auch eine Radikalisierung gab, die von Muslimen ausging, die man zumindest die letzten Jahrzehnte nicht gekannt hat.

Für Deutschland belegt eine Reihe von Studien, dass antisemitische Haltungen bei Jugendlichen aus muslimischen Sozialisationskontexten eine problematische Größe erreichen können. Aber – und das muss man ganz selbstkritisch sagen – bislang sind wir in der politischen Bildung erst ganz am Anfang einer systematischen Präventionsarbeit. Als Bundeszentrale für politische Bildung haben wir z.B. das Projekt „Dialog macht Schule“ gefördert. Zudem erhoffe ich mir wichtige Schritte der Prävention vom künftigen islamischen Religionsunterricht, der in den nächsten Jahren in Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen flächendeckend ausgebaut werden soll. In jedem Fall gibt es da noch einiges zu tun.

Wohin der islamistische Antisemitismus führen kann, hat man ja auch in Paris gesehen!

Richtig! Die überwältigende Demonstration von Solidarität hat ja zunächst im Ausruf „Je suis Charlie“ Ausdruck gefunden. In diesem Ruf kommt eine echte und spontane Verbundenheit mit den Journalisten, Redakteuren und Zeichnern von *Charlie Hebdo* zum Ausdruck; und das nicht allein in Paris oder Frankreich, sondern in ganz Europa und darüber hinaus. Dieser Ruf war für viele ein Zeichen der Ermutigung, und als solcher ist er natürlich auch nicht zu kritisieren. Doch es gilt, gerade in Tagen wie denen, die auf den 7. Januar 2015 folgten, auf Unterscheidungen zu achten. Es waren erst publizistische Zwischenrufe, wie sie Oliver Tolmein und David Grossmann in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* machten, die mit Nachdruck darauf verwiesen, dass der islamistische Terror dieser Tage auch ein antisemitischer ist und dass die Opfer in dem koscheren Supermarkt „Hyper Cacher“

in Ost-Paris nur deshalb ermordet wurden, weil sie Juden waren. Für dieses Massaker hat sich kein vergleichbar ikonischer Ruf der Solidarisierung und der Identifikation herausgebildet. Und diese Beobachtung verschärft sich noch durch die Tatsache, dass sich nach der Ermordung von vier Besuchern des jüdischen Museums in Brüssel im vergangenen Sommer überhaupt keine entsprechende Reaktion zeigen wollte, weder auf der Straße noch in den Medien, weder in Belgien noch in Frankreich oder in den benachbarten Ländern. Entsprechendes gilt auch für die drei Schüler und ihren Lehrer, die vor etwa zwei Jahren im südfranzösischen Toulouse in einer jüdischen Schule von einem Attentäter erschossen wurden.

Was kann man denn tun? Sind die von der bpb angebotenen Studienreisen nach Israel eine Möglichkeit? Wie sehen diese aus?

Die ursprüngliche Idee war, Studienreisen nach Israel zu machen, weil die

authentischste Aufarbeitung der Shoa durch die Begegnung mit den Menschen geschieht, durch Gespräche mit den Betroffenen. Die Genese der Studienreisen liegt darin, Menschen aus dem Tätervolk die Begegnung mit den Opfern und der Gesellschaft, die dort entstanden ist, zu ermöglichen und dadurch eine Form der Holocaust-Bildung zu betreiben.

Ist das auch heute noch das Ziel?

Ganz klar ja. Trotz der veränderten Rahmenbedingungen spielt die historische Verantwortung für die während des Nationalsozialismus verübten Verbrechen selbstverständlich weiterhin die zentrale Rolle. Nicht zuletzt deshalb, weil der Holocaust als fester Bestandteil des jüdischen Lebens in Israel stets gegenwärtig ist. Somit bleibt auch heute gültig, was von Beginn an zum Auftrag der Israel-Studienreisen als Instrument politischer Bildungsarbeit gehörte: die kritische Reflexion des deutsch-jüdischen Verhältnisses in der Geschichte, insbesondere wäh-

rend der Zeit des Nationalsozialismus, und daraus folgend das Entstehen für das Existenzrecht Israels, unabhängig von der konkreten Politik seiner jeweiligen Regierungen.

Aber auch der israelisch-palästinensische Konflikt spielt inzwischen in den Programmen eine wichtige Rolle. Wir sind als politische Bildner ja dem Beutelsbacher Konsens verpflichtet und dieser schreibt uns vor, kontroverse Themen in Politik und Gesellschaft auch in unseren Lehrveranstaltungen kontrovers darzustellen. Deshalb ist ein Besuch mit Gesprächen in den palästinensischen Autonomiegebieten – bei stabiler Sicherheitslage – fester Bestandteil der Studienreisen. Er bietet die Gelegenheit, Positionen der „Gegenseite“ zu hören und trägt damit zu einem umfassenden Verständnis des Konfliktes und seiner Komponenten bei.

Wer ist die Zielgruppe?

Mit den Israel-Studienreisen sollen Multiplikatoren und Meinungsführer

„Mit den Israel-Studienreisen sollen Multiplikatoren und Meinungsführer angesprochen werden.“



„Wir wollen durchaus Jugendlichen, die Gefahr laufen, z.B. der Propaganda des sogenannten Islamischen Staates im Internet auf den Leim zu gehen, zeigen: Ihr könnt euch anders entscheiden.“

angesprochen werden, die die auf der Reise gewonnenen Informationen, Erkenntnisse und Erfahrungen nachhaltig in ihrem beruflichen Umfeld weitergeben. Journalisten oder Lehrer gehören zum Stammpublikum der fast 300 Reisen, die wir in den letzten 50 Jahren organisiert haben. Sie sollen – so unser Wunsch – nach ihrer Rückkehr zur Vermittlung eines differenzierten Israelbildes beitragen. Und mein persönlicher Eindruck ist: Das gelingt oft sehr gut. Und ganz klar, bei der Zusammensetzung der Reisegruppen achten wir darauf, dass sie die in Deutschland bestehende gesellschaftliche Vielfalt widerspiegelt. Das bedeutet nicht nur die Schaffung eines ausgewogenen Verhältnisses zwischen Frauen und Männern, von Teilnehmenden aus Ost und West, sondern auch die immer stärkere Einbeziehung von MultiplikatorInnen, die über einen Migrationshintergrund verfügen.

Wie sehen diese Israel-Reisegruppen aus?

Wir machen bis zu sechs Reisen pro Jahr, früher waren es sogar noch mehr. Bei mindestens zwei Reisen sind Journalisten die Zielgruppe. Insgesamt sind rund 25 Personen in einer Gruppe, die zwischen zehn und 14 Tage durch Israel reist. Wir haben auf diese Weise seit Anfang der 1960er-Jahre über 8.000 Leute nach Israel gebracht. Das ist beträchtlich, und als wir 2013 anlässlich des fünfzigsten Geburtstages der Studienreisen frühere Reiseteilnehmende gefragt haben, wie sie die Reise empfunden haben, da war das Echo überwältigend. Ich erinnere mich an eine Reiseteilnehmerin, die schrieb: „Es war wie Speed-Dating. Ja, im November 2005 habe ich mich verknallt. In all die Menschen, die dem ganz normalen Wahnsinn in Nahost Tag für Tag mit Leidenschaft und Entschlossenheit begegnen und ihm ihre ganz persönliche Vision für die Region entgegenstellen. Kein anderer Trip hat mich und meine Arbeit als Journalistin so sehr geprägt. [...] Was als Ken-



„Pauschalwürfe gegen ‚den Islam‘ sind extrem kontraproduktiv.“

nenlern-Marathon begann, wurde zur großen Liebe.“ Auch ein solches Feedback ist es, das uns darin bestätigt, weiter Israel in Deutschland auf diese Weise zu vermitteln.

Wer finanziert diese Reisen?

Die staatliche Bundeszentrale für politische Bildung aus Mitteln des Bundeshaushalts und die Teilnehmenden beteiligen sich mit ca. 50% an den Sachkosten der Reisen.

In Österreich gibt es ja leider kein solches Programm für Israel-Reisen. Wäre es denn nicht zum Beispiel sinnvoll, Ihr Know-how zu nutzen und Menschen aus Österreich mit Ihren Gruppen mitzuschicken?

Sicherlich gab es immer wieder Reisen, bei denen auch Teilnehmende aus anderen Ländern dabei waren. Aber primär richtet sich dieses Angebot – bezahlt vom deutschen Steuerzahler – an in Deutschland lebende Menschen. Leider kann ich hier keine zu vollmundige Einladung nach Österreich aussprechen, ich bitte um Ihr Verständnis. Ich rate aber dazu, einmal mit unseren österreichischen Kollegen Kontakt aufzunehmen. Die Abteilung

Politische Bildung (I/6) im BMBF beschäftigt sich mit vielen der angesprochenen Themen, Holocaust Education, Gedenkstättenpädagogik etc., und der vom Ministerium getragene Verein „erinnern.at“ organisiert z.B. Seminare für österreichische Lehrer in Israel an der International School for Holocaust Studies in Yad Vashem.

nu

Thomas Krüger, 55, geboren und aufgewachsen in der DDR, engagierte sich zuerst in freien Theatergruppen und in der „Kirche von Unten“. Er gehörte 1989 zu den Gründungsmitgliedern der Sozialdemokraten in der DDR, wurde Mitglied der Volkskammer und dann der letzte amtierende Oberbürgermeister von Ostberlin. Von 1994 bis 1998 war er Mitglied des Deutschen Bundestages, davor war er Senator für Familie und Jugend in Berlin. Seit 1995 ist Krüger ehrenamtlicher Präsident des Deutschen Kinderhilfswerks und seit 2000 Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb). Diese veranstaltet eine Vielzahl von Kongressen, Seminaren sowie Bildungsreisen und verfügt über ein großes Angebot an Print-Publikationen. Im Jahr 2013 stand der bpb ein Budget von 37,8 Millionen Euro zur Verfügung.

Aus dem Terror für den Frieden lernen

Die je eigene Geschichte der Mitgliedstaaten der EU lässt sie unterschiedlich auf die Vergangenheit schauen. Dessen ungeachtet geht es in der gemeinsamen Union um eine Aufarbeitung der Geschichte als Lernmaterial für eine bessere Zukunft.

VON FRANZ ALBERT PICHLER

Im Unterschied zu Deutschland hat sich Österreich lange Zeit schwer getan mit dem Erinnern an den Holocaust. Erst die Regierung Kreisky hat die Forschung über diesen Teil der österreichischen Geschichte massiv befördert. Surriler Höhepunkt im Kampf gegen das Vergessen war die Waldheim-Affäre, die in den damaligen Mitgliedsländern der EU für Kopfschütteln sorgte. Ende der 1980er-Jahre war Österreich schließlich im Mainstream der westeuropäischen Erinnerungskultur angelangt. Das Bekenntnis zur Demokratie war gefestigt, die Bereitschaft, sich zur Geschichte zu bekennen, endlich vorhanden. Und im Jahre 1995 trat Österreich dann der Union bei, die im Artikel 2 des heute gültigen Maastricht-Vertrages die Achtung der Menschenwürde, Frei-



Beschmiertes Stalin-Denkmal

© ZURAB KURTISHIDZE/EPA/PICTUREDESK.COM

heit, Demokratie, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit sowie jene der Minderheiten einfordert.

Die Aufarbeitung der kommunistischen Diktaturen

Für die jungen, gebildeten Europäer gilt daher heute die Anerkennung des „Zivilisationsbruches Auschwitz“ als negativer Bezugspunkt der europäischen Geschichte, als radikale Antithese zu jenen Werten, die das Projekt Europa begründen.

Die deutsche Wiedervereinigung sowie die Aufnahme der mittel- und osteuropäischen Staaten in die Union im Jahre 2004 führten dann zwangsläufig zu einer Erweiterung der „europäischen Geschichtserzählung“: die Aufarbeitung der kommunistischen Diktaturen.

Somit stellte ab 2004 die Frage eines umfassenden Gedächtnisses eine große Herausforderung für die Historiker und die Europäische Kommission dar: Wie kann man dem Erinnern an den Holocaust und den Staatsverbrechen in den ehemaligen kommunistischen Ländern gleichermaßen gerecht werden? Denn hier scheiden sich die Geister in den Mitgliedsländern deutlich. Die einen kämpfen weiter vorrangig um die Aufarbeitung der NS-Verbrechen, manche andere hingegen finden, es sei hier schon genug geschehen und es gelte jetzt mehr, mit dem Stalinismus abzurechnen. Die Bruchlinie zwischen West und Ost ist mit einem Mal aufs Neue zu erkennen.

Im Jahr 2005, 60 Jahre nach dem Ende des NS-Regimes, initiierte die Europäische Kommission eine Demokratiekampagne, in deren Zusammenhang unter anderem Erinnerungsprojekte gefördert wurden. Das Förderprogramm „Europa für Bürgerinnen und Bürger“ für die Jahre 2007–2013 mit einem Budget von 215 Millionen Euro beinhaltete auch eine Programmschiene „Aktive europäische Erinnerung“, die das Erinnern an die Opfer des Nationalsozialismus und des Stalinismus in Form von vorwie-

gend länderübergreifenden Projekten unterstützte.

Österreich hat vor allem am Programmteil zur NS-Massendeportation und -vernichtung mitgearbeitet, wie eine Broschüre des zuständigen Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur aus dem Jahre 2010 mit dem Titel „Kultur der Erinnerung – Culture of Remembrance“ belegt. So konnten Arbeiten über das KZ Ebensee, über die Euthanasie im Nationalsozialismus und ein Symposium zum Widerstand aus religiösen Motiven ebenso gefördert werden wie ein Projekt über „verfemte Musik“ im Nationalsozialismus.

Nicht unerwähnt sollte bleiben, dass Österreich darüber hinaus auf Basis eines „Memorandum of Understanding“ aus dem Jahre 1996 Fortbildungsveranstaltungen für bisher 600 Lehrer in Israel vorgesehen hat und auch sonst aktiv ist, etwa im internationalen Netzwerk www.holocaustremembrance.com. Die in Wien ansässige EU-Grundrechtsagentur, die in letzter Zeit mit ihrer aktuellen Antisemitismus-Studie aufhorchen ließ, ist in diesem Netzwerk als Beobachter vertreten.

Material für ein besseres Europa

Das neue europäische Programm „Europa für die Bürgerinnen und Bürger“ für die Jahre 2014–2020 mit einem gekürzten Gesamtbudget von 185 Millionen Euro erweitert den Begriff der europäischen Erinnerungskultur, der Bereich Holocaust ist jetzt nicht mehr dominant.

Es werden Aktivitäten unterstützt, die zum Nachdenken über die kulturelle Vielfalt Europas und über gemeinsame Werte im weitesten Sinne einladen. So können Maßnahmen finanziert werden, die sich mit den Ursachen totalitärer Regime in der neueren Geschichte Europas (vor allem, aber nicht ausschließlich Nationalsozialismus, der zum Holocaust führte, Faschismus, Stalinismus und totalitäre kommunistische Regime)

und dem Gedenken an die Opfer beschäftigen. Es werden aber auch Aktivitäten zu anderen Schlüsselmomenten der jüngeren europäischen Geschichte gefördert.

Zu den Schlüsselmomenten der jüngsten europäischen Geschichte gehören in diesem Verständnis unter anderem die deutsche Wiedervereinigung, die Erinnerung an die Zerschneidung des Eisernen Vorhanges an der ungarisch-österreichischen Grenze im Jahre 1989 oder der Zerfall Jugoslawiens.

Bei den Projekteinreichungen werden laut Ausschreibungstext der EU vorrangig Projekte berücksichtigt, mit denen Toleranz, gegenseitiges Verständnis, interkultureller Dialog und Versöhnung gefördert werden. Dieser Ansatz will das Erinnern zu einem in die Zukunft gerichteten Prozess transformieren. Was einst geschah, ist Material für ein besseres Europa von heute und morgen.

Noch ein neues Element wurde verwirklicht: War die Union vor vielen Jahren noch eine Plattform für Staatsmänner, Diplomaten und Industriekapitäne, stehen heute die Tore der Gemeinschaft für die Bürger offen. Jede und jeder ist eingeladen, die Chancen zu ergreifen und ihren/seinen Anteil zur Zukunftsgestaltung zu leisten.

Um den Rechtspopulisten in Frankreich, Österreich und anderswo mit ihrer verkürzten Geschichtsbetrachtung und ihren Geschichtsverfälschungen etwas entgegenzusetzen, ist eine kulturell vielseitige europäische Geschichtserzählung nötig. Das ist in Zeiten von Jugendarbeitslosigkeit und Massenmigration eine der großen Herausforderungen der Gemeinschaft.

Der Weg zur fruchtbaren Aufarbeitung der Geschichte ist dornig. Ein Streit darüber, welcher Teil der Unterdrückungsgeschichte der wichtigere ist, wer mehr unter Terror gelitten hat, kann hier nichts beitragen. Nur ein Ziel sollte im Vordergrund stehen: die friedliche Weiterentwicklung der europäischen Union.

nu

Um den Rechtspopulisten mit ihrer verkürzten Geschichtsbetrachtung und ihren Geschichtsverfälschungen etwas entgegenzusetzen, ist eine kulturell vielseitige europäische Geschichtserzählung nötig.



Ein Schmetterling, bunt, schillernd

Wir wollten einen Ort finden, an dem man Marika Lichter nicht vermutet. Das aber ist geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Sie fühlt sich überall zu Hause, was auch stimmt. Lichter ist All-round-Künstlerin, Dancing Star, karitativ engagiert gegen Gewalt in der Familie, eine prominente Frau mit engem Draht zum „Volk“.

VON DANIELLE SPERA (TEXT) UND
MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

„Der einzige Platz, wo man mich nicht trifft, ist eine Kirche“, meint Marika Lichter in unserem Brainstorming über einen passenden Treffpunkt. Bei evangelischen Taufen hat sie bereits gesungen, an der katholischen Kirche stört sie vor allem der Pomp und Prunk. Ich schlage das Schmetterlingshaus vor. Schmetterlinge. Bunt, schillernd, unmittelbar Aufmerksamkeit erregend, scheinbar alles mit großer Leichtigkeit meisternd, das war meine Assoziation. Dass dieser Ort an einem regnerischen und kühlen spätwinterlichen Tag eine Herausforderung sein kann, wurde uns erst vor Ort bewusst. Die nasse Kälte vor der Tür, gepaart mit der feucht-heißen, fast tropisch anmutenden Atmosphäre des Schmetterlingshauses ist einem entspannten Gespräch nicht ge-

rade förderlich. Jedenfalls ist es nicht der Aufenthaltsort ihrer Wahl. Nach wenigen Minuten entscheiden wir, den Platz zu wechseln und steuern heimischen Gefilden zu: dem Kaffeehaus. Auf dem Weg passieren wir eine prominente Tanzschule. Ob wir wohl da Halt machen sollen? „So mancher Tanzlehrer könnte sicher noch von mir lernen“, meint sie mit einem Augenzwinkern. Die Schmetterlinge bleiben noch kurz unser Gesprächsthema. Das Glitzern der Flügel findet sie durchaus erstrebenswert: „Mein nächster Auftritt: eine Schmetterlingsfrau, warum nicht?“ Das Fliegenkönnen wäre überhaupt ein Idealzustand. Denn Marika Lichter ist sehr oft auf Reisen, allerdings ermüdet es sie sehr. „Ich bin so wahnsinnig pflichtbewusst und sage auch bei Sachen zu, wo

ich mir dann denke, mein Gott, warum habe ich das getan. Ich bekomme alles auf die Reihe, aber es erschöpft mich sehr.“ Kein Wunder: Schauspielen, Singen, Tanzen, Moderationen stehen auf der Tagesordnung von Marika Lichter, ganz nebenbei ist sie auch noch Chefin einer Künstler- und Veranstaltungsagentur, macht ihre eigene Pressearbeit und ist intensiv karitativ engagiert. „Singen ist für mich mein Herzblut, ich spiele auch gerne Theater, keine Frage. Ich mache alles gerne – außer Buchhaltung. Aber die Musik ist halt mein Leben.“

One-Woman-Show

Eine One-Woman-Show, die vor Energie geradezu übergeht. Obwohl sie derzeit fast ständig auf der Bühne steht (in den Kammerspielen in Wien und in Gmunden), geht sie auch in ihrer Freizeit gern ins Theater. „Man muss ja manchmal auch etwas anderes sehen ...“ – Was sie am liebsten allein tut. Zum Lesen kommt sie derzeit vor lauter Rollenlernen nicht: „Im Moment lerne ich Texte, und wenn ich mich vom Lernen entspannen will, dann schaue ich fern.“ Lieblingssendung hat sie keine, am liebsten sieht sie Filme, die sie im Kino versäumt – und das sind viele. So freut sie sich auf die Ausstrahlung von *Das Leben ist schön*, ein Pflichtfilm, den sie erst mit großer Verspätung sehen wird können.

Überhaupt ist sie sehr selektiv geworden: „Ich gehe nicht viel aus, eigentlich nur zu Veranstaltungen, zu denen ich unbedingt hingehen muss. Es interessiert mich nicht, weil ich einen ganz großen Teil von Seilschaften, Gesellschaften nicht sehen möchte.“ Apropos Seilschaften, frage ich, wie sieht es denn mit dem Opernball aus? „Ich sage jedes Jahr, dass ich nicht hingehge – und dann gehe ich doch.“ Es sei kein Vergnügen, sondern ein Teil des notwendigen Netzwerkens. Obwohl sie jedes Jahr zögert, zum Opernball zu gehen, veranstaltet Marika Lichter vor dem Ereignis selbst einen Cocktail in ihrer Wohnung. Es hieß, dass heuer An-



Marika Lichter wuchs in Wien auf: Wien hätte eigentlich nur eine Zwischenstation sein sollen ...

... doch die kleine Marika bekam hier Keuchhusten, und vorbei es war mit dem Traum einer Ausreise nach Australien oder Amerika.



dreas Gabalier bei ihr zu Gast gewesen sei? „Eine glatte Verwechslung“, sagt Lichter. Wie sie ihn einordnet? Gabalier habe sich in etwas verrannt, sowohl mit seiner Diskussion über die Bundeshymne als auch mit der Position auf seinem CD-Cover, die man als Hakenkreuz interpretieren könnte.

Es gebe einige junge Musiker, die wesentlich bessere Musik machten, als das schleimige Volksliedgut, wie sie es nennt. Junge Musiker, die mit tollen Instrumenten wirklich gute Musik mit Witz, Charme und viel Gefühl machen, ortet Marika Lichter beispielsweise in der Steiermark. Auch Conchita Wurst findet sie toll. Tom Neuwirth kennt sie schon lange. Ein junger Mensch, der sehr überlegt spricht, großzügig, freundlich, gütig, zurückgenommen sei, trotz des Erfolgs, so ihre Beurteilung. Allerdings sei das wirkliche Problem, dass die Österreicher gar nicht so tolerant seien, wie sie jetzt dargestellt werden. Zum Songcontest würde sie sehr gern gehen, allerdings habe sie bisher noch keine Einladung erhalten. „Bitte das unbedingt zu schreiben“, sagt sie lachend. Und im Übrigen findet sie es schade, dass man heute nicht mehr in der Landessprache singen muss. Ihre Eltern hatten mit ihr noch Jiddisch gesprochen. „Damals habe ich mich dafür geschämt, heute bin ich stolz darauf, dass ich Jiddisch kann, so haben sich die Zeiten geändert“, sagt sie.

Alleine, ohne Familie

Beide Eltern Marika Lichters waren in Konzentrationslagern, die Mutter stammte aus Kroatien, der Vater aus Polen. Ihr Großvater mütterlicherseits, ein Opernsänger, wurde in Budapest erschlagen, die Eltern und die Schwester des Vaters kamen bei einem Pogrom bei Lemberg ums Leben. Nach dem Krieg haben sich ihre Eltern im Café „New York“ in Budapest kennengelernt. Wien hätte dann eigentlich nur eine Zwischenstation sein sollen, doch die kleine Marika bekam hier Keuchhusten, und vorbei es war mit dem Traum einer Ausreise nach Australien oder

„Ich gehe nicht viel aus, eigentlich nur zu Veranstaltungen, zu denen ich unbedingt hingehen muss. Es interessiert mich nicht, weil ich einen ganz großen Teil von Seilschaften, Gesellschaften nicht sehen möchte.“

„Ich habe nie eine Familie gehabt, keine Großeltern, keine Tante, keinen Onkel, keinen Cousin, keine Cousine, heute habe ich meinen Sohn und mich. Und viele gute Freunde. Aber keine Familie. Das ist schon traurig.“



© JMW, FOTOARCHIV DOBRONYI

Marika Lichter mit ihrem Vater Ferdinand Tuli Lichter

Amerika. So wuchs Marika in Wien auf. „Als Jugendliche habe ich im Kaffeehaus immer schon gewartet, wann der erste Judenwitz kommt. Das geht heute nicht mehr“, sagt Lichter.

Fast unvorstellbar, dass sie ein schüchternes Kind war. Vielleicht liegt es daran, dass ihre Eltern nie über das sprachen, was sie mitgemacht hatten.

„Ich habe nie eine Familie gehabt, keine Großeltern, keine Tante, keinen Onkel, keinen Cousin, keine Cousine, heute habe ich meinen Sohn und mich. Und viele gute Freunde. Aber keine Familie. Das ist schon traurig.“ Marika Lichters Eltern wollten nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager jedenfalls eines: leben. Nachholen, was ihnen

genommen wurde, eine unbeschwerte Jugendzeit. Wie das im Wien der Nachkriegszeit möglich war, in dem Klima der nicht verdauten Nazi-Zeit? „Wer die Kraft hatte zu überleben, hatte auch die Kraft zum Weiterleben“, so Marika Lichter über ihre Eltern. Außerdem hätten die Eltern ihre Zeit fast ausschließlich in jüdischer Gesellschaft verbracht. „Mein Vater war sehr fleißig – am Vormittag. Doch am Nachmittag war er im Café und hat Karten gespielt. Meine Mutter ist währenddessen mit ihren Freundinnen in die Stadt gegangen. Heute müssen wir wesentlich schwerer arbeiten. Damals war es herrlich. Es gab kein Internet, es gab kein Handy. Alles war langsamer. Heute sind wir doch ständig gehetzt, das ist furchtbar.“

Zivilcourage als Leitmotiv

Ob ihre Fans wissen, dass sie Jüdin ist? „Ich denke schon. Wenn man mich zu Weihnachten interviewt, wie mein Christbaum ausschaut, sage ich immer, ich hab keinen, ich bin ein Judenkind.“ Lichter zeichnet ihre Identität als Österreicherin jüdischen Glaubens. „Ich lebe gerne in Wien. Ich habe mir in letzter Zeit öfters gedacht, was wäre, wenn man nach Israel geht. Aber: Was mache ich dort? Ich denke, für junge Leute ist das noch eine Möglichkeit. In meinem Alter hat das keinen Sinn mehr. Es ist so ein anderes Leben, und ich bin halt mein Leben in Wien sehr gewöhnt. Und ich denke mir immer, wenn meine Eltern hier leben konnten, dann kann ich das auch. Es wäre auch so etwas wie eine Flucht vor dem Feind, weil ich immer sehr klar meine Meinung äußere.“

Wenn sie etwas Negatives über FPÖ-Chef Strache sagt, dann bleiben böse Mails nicht aus. Marika Lichter steht zu ihrer Gesinnung. Bei Unrecht nicht zu schweigen, das hat sie von Kind auf mitbekommen. „Ich war immer schon eine Rebellin. Von der Demonstration gegen Borodajkewycz angefangen, war ich immer dabei.“ Zivilcourage ist für sie ein Leitmotiv. Dafür setzt sie sich

auch bei „Wider die Gewalt“ ein, einer karitativen Veranstaltung, die 1990 von Franz Vranitzky gegründet wurde und die Marika Lichter anfangs gemeinsam mit einer engen Freundin, der heutigen Galeristen Miryam Charim, organisiert hat. Besonders freut sie, dass diese Einrichtung nun seit 25 Jahren erfolgreich ist. Und das trotz des „goldenen Wienerherzens“, wo das Hunderl mehr bedauert wird als ein Mensch, wo ein Obdachloser in einer U-Bahn-Station liegen und sterben kann, weil sich keiner kümmert. „Dazu darf man nicht schweigen“, sagt Lichter. Immer direkt und offen zu sagen, was Sache ist, lautet ihr Lebensmotto. „Ich gebe jedem Menschen eine Chance, aber ich bin abwartend, weil ich oft verletzt worden bin in meinem Leben.“

Freundschaften sind ihr immens wichtig, auch weil sie nie eine Familie hatte. „Man muss mit den Menschen in einer Sprache reden, die sie verstehen. Ich mag es nicht, wenn Menschen schlecht behandelt werden, weil sie anders ausschauen. Daher mache ich mir immer gerne mein eigenes Bild über alles.“

An sich selbst konstatiert sie eine Art Helfersyndrom. Sie sieht es als Verpflichtung, Menschen, denen es nicht gut geht, zu unterstützen. „Ich habe 65 Jahre sehr, sehr gut gelebt, eigentlich immer wie eine Prinzessin. Obwohl ich immer sehr fleißig war und viel gearbeitet habe.“ Ihre erste Platte hat sie aufgenommen, als sie 15 war, danach kam die Matura. Ihre Eltern hatten sie auf ihrem Weg immer unterstützt, und ihre Gegenleistung war Fleiß. Geprägt wurde sie durch Gerhard Bronner, Friedrich Torberg und ihre Gesangslehrerin.

Ein Höhepunkt in den vergangenen Jahren war sicherlich ihr Sieg in der ersten *Dancing-Stars*-Staffel. Dadurch hat sich ihr Leben schlagartig verändert. Plötzlich war eine unglaubliche Popularität da. „Ich hatte an einem Abend 650.000 Votings. Und ich kann sagen, dass weder ich angerufen habe, und da ich keine Familie habe, können es die auch nicht gewesen sein.



Immer direkt und offen zu sagen, was Sache ist, lautet Marika Lichters Lebensmotto.

Ich werde schon von vielen Leuten als eine von ihnen betrachtet. Und das ist doch schön und freut mich sehr.“ Ob sie nach diesen vielen Erfolgen noch einen Traum hat?

„Mit 17 hat man noch Träume, hat man mit 65 auch noch Träume? Ich habe keinen Traum, ich bin eine zu große Realistin. Auch mit 16 wollte ich nicht Stewardess werden, was damals ein Traumberuf war, und ich wollte

auch nicht Prinz Charles heiraten, sehr zum Leidwesen meiner Mutter. Aber ich möchte meine Arbeit ordentlich und gut machen und den Leuten ein bisschen Freude bereiten und helfen. Mehr will ich nicht. Und ich möchte sehen, dass mein Sohn eine Familie gründet und ich Großmutter werde. Das reicht. Das hätte ich gerne. Eine glückliche Familie.“

nu

„Man muss mit den Menschen in einer Sprache reden, die sie verstehen. Ich mag es nicht, wenn Menschen schlecht behandelt werden, weil sie anders ausschauen. Daher mache ich mir immer gerne mein eigenes Bild über alles.“

Geburtswehen zur 20. Knesset

Am 17. März, und damit vor Erscheinen von NU, wurde in Israel gewählt. Unser Korrespondent aus Jerusalem, Johannes Gerloff wagt eine Prognose: Selbst wenn die Situation einträte, dass Benjamin Netanjahu abgewählt würde, wäre mehr als fraglich, ob sich an der Politik Israels tatsächlich etwas änderte. Überlegungen und Beobachtungen zum israelischen Wahlkampf 2015.

An echten Alternativen zu Benjamin Netanjahu fehlt es ganz offensichtlich. Deshalb scheint es in Israels jüngstem Wahlkampf vor allem darum zu gehen, den amtierenden Premier zu diskreditieren, zu zeigen, was er falsch gemacht hat, was ihm fehlt. Der Krieg gegen die Hamas im vergangenen Sommer muss dazu genauso herhalten wie die Sicherheitslage im Allgemeinen und die sozialen Missstände im Besonderen.

Doch der Likud lässt sich nichts schenken. Und so werden die Werbespots immer unsachlicher, zielen immer weiter unter die politische Gürtellinie. Ein „Herr Stürmer“ (auf Hebräisch!) meldet sich zu Wort, ebenso wie der altbekannte Jude mit der riesigen Hakennase, der für Euros alles macht – das heißt, heute verkauft er sich und sein Volk an die Interessen der Europäer. In einem Werbespot fragen Kämpfer des Islamischen Staats: „Wo geht's hier nach Jerusalem?“ Die schnoddrige Antwort: „Links!“ – Als seien sich Israelis uneins, wenn es um Islamisten geht, oder der Erfolgszug radikaler Muslime ein Wahlkampfthema.

Das dumpfe Gefühl, dass es bei alledem schon längst nicht mehr um Inhalte, sondern nur noch um Schlammschlachten mit Hoffnung auf Stimmenfang geht, lässt sich nicht abschütteln. Da wird heiß diskutiert, was mit dem Pfand für die Flaschen passiert ist, die Frau Netanjahu nach den Empfängen ihres Mannes hat beseitigen lassen. Oder wie viel Pistazieneis ein Premierminister mit seinen Gästen auf Kosten des Steuerzahlers essen darf. Und, ach ja, was es wohl zu bedeuten hat, wenn der Vorzeige-Rabbi der erklärt säkularen Partei Jesch Atid nach einem massiven Verlust an Körpergewicht mit engen Jeans in seiner

grenzwertig luxuriösen Wohnung zum Fotoshooting posiert.

„Qualkampf“ oder „Wahlkrampf“?

Dem Heiligen Land eher angemessen ist vielleicht, wenn der im Oktober 2013 verstorbene Rabbi Ovadia Josef einem seiner Anhänger im Traum erscheint, um demjenigen Fürsprache im Himmel zu versprechen, der die orthodox-sephardische Schass-Partei wählt. Dass seine Nachfolger sich aus Anlass des Wahlkampfs gespalten haben, deshalb vielleicht gar an der 3,25-Prozent-Hürde scheitern werden und derartige Wahlversprechen im Staate Israel überhaupt illegal sind, muss der Überrabbi aus himmlischer Perspektive völlig übersehen haben. Für den, der letztendlich die Qual der Wahl hat, bleibt im Vorfeld des Urnengangs die Frage: Ist das nun „Qualkampf“ oder „Wahlkrampf“? Ernstzunehmender „Wahlkampf“ ist es jedenfalls schon lange nicht mehr.

Mitte Februar meldet sich nach langem Schweigen endlich der Vater dieses Polit-Kindergartens zu Wort: Reuven Rivlin. Nicht zu Unrecht fordert der Staatspräsident die Kandidaten auf, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren: auf die Wirtschaft, die Stellung der Minderheiten, die Sicherheit, den Konflikt mit den Palästinensern. Israels Öffentlichkeit sehne sich nach einer Vision und Hoffnung, mahnt Rivlin, und: Die Israelis „wollen Lösungen hören. Sie wünschen sich eine Führung, deren Motivation Inhalten und Werten entspringt und die in der Lage ist, Entscheidungen zu treffen.“

Problematisch für die Wahlkämpfer ist, dass man sich in wesentlichen Fragen weitgehend einig ist – aber niemand für auch nur eine der brennenden Herausforderungen eine Lösung parat hat. Zudem haben (fast)



© GILI YAARI/ ZUMA/ PICTUREDESK.COM

Netanjahu wird vorgeworfen, in der Iranfrage versagt zu haben.

alle Kandidaten mit ernsthaften Erfolgsaussichten in den vergangenen Jahren, wenn nicht Monaten, bereits verantwortliche Positionen bekleidet und hätten somit eine Möglichkeit gehabt, die Wirksamkeit ihrer Rezepte unter Beweis zu stellen.

Im täglichen Leben bewegen den israelischen Wähler vor allem wirtschaftliche Fragen. Man ist sich allseits einig, dass die Lebenshaltungskosten in Israel unverschämte hoch sind und die Kluft zwischen Arm und Reich kleiner werden muss. Auch die unendlichen Wartezeiten im Krankenhaus sind eine Frage des Geldes. Klar ist allen, dass mehr Sozialstaat finanziert werden soll und man momentan alles daransetzen muss, Investoren nicht zu verlieren. Keiner will, dass die gut ausgebildete junge Intelligenz ab-

wandert, und niemand weiß, wie man angesichts des rings um Israel toben-den Krieges den Verteidigungshaushalt bescheidener gestalten könnte. Der hohe Kurs des Schekels sollte eigentlich Zeichen des wirtschaftlichen Erfolgs sein, macht es aber andererseits auch sehr schwer, israelische Produkte und Dienstleistungen gewinnbringend im Ausland zu vermarkten. Besonders in der Tourismusindustrie macht sich bemerkbar, dass ein Urlaub in Israel für Europäer horrenden Kosten bedeutet und Alternativen attraktiv sind.

Das Dilemma der Israelis

Es gibt niemanden im jüdischen Staat, der für ein Recht der Mullahs in Teheran auf eine eigene Atombombe eintritt. Vielmehr wird Netanjahu von

seinen linken Herausforderern vorgeworfen, in der Iranfrage versagt zu haben. Indirekt wird er dafür verantwortlich gemacht, dass die Islamische Republik praktisch „nur noch entscheiden muss, wann sie die Bombe will“. Auch in punkto Hamas ist von links der Vorwurf zu hören, Bibi sei zu nachgiebig gewesen und zu wenig hart vorgegangen. Im Blick auf die Palästinenser ist man sich durchweg einig, dass man sie loswerden will. Nur weiß keiner wie.

Die sogenannte Zweistaatenlösung ist ein gutes Beispiel für das Dilemma der Israelis. Israels Präsident Rivlin hat sich vor seinem Amtsantritt, als er politisch noch ein freier Mann war, kritisch zur Zweistaatenlösung geäußert. Für Politiker wie Naftali Bennett oder Avigdor Lieberman ist Oslo gescheitert.

An echten Alternativen zu Benjamin Netanjahu fehlt es ganz offensichtlich. Deshalb scheint es in Israels jüngstem Wahlkampf vor allem darum zu gehen, den amtierenden Premier zu diskreditieren, zu zeigen, was er falsch gemacht hat, was ihm fehlt.

Die Lösung liegt im Kompromiss! Das alles ist europäisch tickenden Zeitgenossen sympathisch und durchaus nicht unrichtig. Aber im Nahen Osten lässt sich damit kein Staat machen, weder innen- noch außenpolitisch.

Netanjahu scheint auch nicht gerade begeistert die Sache der Palästinenser voranzutreiben. Umso interessanter ist, wie sich der Oppositionsführer und linke Herausforderer Jitzchak Herzog zu dieser Frage positioniert.

Einer vollkommenen Trennung gibt Herzog den Laufpass. Er betont die gemeinsame urbane Infrastruktur und die wirtschaftliche Verbundenheit. Wasser, Abwasser und der elektronische Raum müssten gemeinsam verwaltet, Epidemien gemeinsam bekämpft werden, Herausforderungen durch islamistischen Terror müssten genauso gemeinsam bewältigt werden, wie Flüchtlingsströme aus Afrika. Touristen sollten sich laut Herzog frei bewegen dürfen. Dabei spricht er von einer „ungeteilten Stadtverwaltung Jerusalems“ und „vielen israelischen Siedlern, die in Palästina leben, aber israelische Staatsbürger bleiben“ würden. „Zwei Staaten“ bedeute nicht, „einen Teilungsplan, wie den von 1947, zu implementieren.“ Wo bei diesen Vorstellungen die Träume der Palästinenser bleiben, darf sich jeder selbst beantworten.

Tatsächlich blieb dem einzigen ernsthaften Gegenkandidaten Ne-

tanjahus und amtierenden Oppositionsführer Jitzchak „Buschi“ Herzog bislang die Frage erspart, ob er überhaupt in der Lage sei, Regierungschef zu werden, stellt Raviv Drucker in der linksliberalen Tageszeitung *HaAretz* fest – und bricht dann selbst dieses Tabu: „Hat Herzog das Zeug zum Premierminister?“

Er zeichnet einen erfolgreichen Politiker, der wenig prinzipientreu jedermanns Freund sein will. Jahrelang sei Herzog als Minister in den Regierungen Scharon, Olmert und Netanjahu gesessen, ohne auch nur einen seiner Regierungschefs jemals bemerkbar mit einer eigenen Meinung zu konfrontieren – was im diskussionsfreudigen Israel in der Tat auffällt.

Der Reporter für den Fernsehkanal 10 fragt, ob „Buschi“ Druck standhalten könne und erwähnt sein leicht hysterisch wirkendes Temperament. Er erinnert daran, wie Herzog gefragt wurde, ob er an einer Fernsehdebatte ohne Netanjahu teilnehmen werde, was der Premierministerkandidat zuerst bejahte, dann verneinte, um schließlich die Antwort zu verweigern. Der Sohn des sechsten Präsidenten des Staates Israel, Chaim Her-

zog, ist kein unbeschriebenes Blatt in dem Stück, das auf der politischen Bühne seines Landes aufgeführt wird. Drucker kommt zu dem Schluss: „Wer davon träumt, Herzog werde Siedler evakuieren, ein Endstatusabkommen mit den Palästinensern unterzeichnen oder eine Verfassung auf den Weg bringen, sollte aufwachen.“

„Buschi“ ist der „Ja, aber“-Mann, der alles differenzierter sehen will, ohne jemandem wehzutun. Elegant wirft er mit Zahlen um sich und erweckt so den Eindruck akademischer Kompetenz. Er weiß genau, was „Bibi“, Bennett und Lieberman falsch machen, und dass Palästinenserpräsident Abbas nett ist – aber leider nicht durchsetzungsunfähig, wenngleich unersetzbar und alternativlos. Grundsätzlich ist er sich sicher: Die Lösung liegt im Kompromiss! Das alles ist europäisch tickenden Zeitgenossen sympathisch und durchaus nicht unrichtig. Aber im Nahen Osten lässt sich damit kein Staat machen, weder innen- noch außenpolitisch.

Was ist zu tun, fragt Rogel Alpher in *HaAretz*, wenn die Mehrheit der israelischen Öffentlichkeit den Siedlungsbau unterstützt, die religiöse Identität eines jüdischen Staates stärken will und ein Abkommen mit den Palästinensern ablehnt, auch wenn das auf einen gemeinsamen Staat hinauslaufen sollte? Alpher schlussfolgert, die öffentliche Meinung in Israel sei schuld an Netanjahus jahrelanger Herrschaft, und wer gegen Netanjahu sei, müsse endlich anerkennen, dass er einer verschwindende Minderheit angehört. „Hört auf, euch selbst zu belügen!“, schreibt der Kolumnist seinen Landsleuten ins Stammbuch – und es ist nur schwer zu erkennen, ob sich hinter seinem Text ein zynisch-triumphierendes Lächeln oder eine verzweifelt-sarkastische Grimasse verbirgt.

nu

Dieser Beitrag wurde vier Wochen vor den israelischen Wahlen verfasst.

„Hat Herzog das Zeug zum Premierminister?“



© GILI YAARI / ZUMA / PICTUREDESK.COM

HOCHSPANNEND · INVESTIGATIV · ANDERS

Rainer
NOWAK

Irmgard
GRISS

AM 29. MÄRZ 2015

DAS JUBILÄUM

IN WEITEREN ROLLEN

Erwin
WURM

Konrad Paul
LIESSMANN

Marcel
KOLLER

Was bringen U-Ausschüsse? Was heißt politische Verantwortung in Österreich? Kann es einen europäischen Islam geben? Irmgard Griss, ehemalige Präsidentin des Obersten Gerichtshofs und Vorsitzende des Hypo-Untersuchungsausschusses übernimmt als Gast-Chefredakteurin mit Philosoph Konrad Paul Liessmann, ÖFB-Nationaltrainer Marcel Koller, Künstler Erwin Wurm und anderen die Leitung der „Presse am Sonntag“-Jubiläumsausgabe. Die Griss-Redaktion setzt sich außerdem kritisch mit der Medienbranche auseinander und prüft, ob sich Journalisten den wirklich wichtigen Themen widmen.

DiePresse.com/amsonntag

Die Presse am Sonntag

Viel Lärm um nichts?

Wenn es ein Land auf der Welt gibt, in dem man sich nie langweilt, ist es Israel.

VON ANITA HAVIV-HORINER, TEL AVIV

Jetzt gerade ist der jüdische Staat im Wahlfieber, allerdings scheint mir, dass es in erster Linie die Politiker und die Medien schüttelt. Das Volk Israel indes hat die Nase voll von der in unserem Land besonders beliebten Phrasendrescherei und der sich ständig ausbreitenden Korruption. Aus einer Umfrage der Universität Haifa geht hervor, dass 65 % der Bevölkerung ihren Abgeordneten kein Vertrauen schenken, 64 % der Bürger verlassen sich nicht auf ihre Minister, und 68 % stehen politischen Parteien äußerst skeptisch gegenüber. Selbst die sonore Stimme des Ministerpräsidenten kann die Frustration im Land nicht mehr übertönen. Das hält ihn natürlich nicht davon ab, sich auch weiterhin mit bombastischen Reden an uns Israelis zu wenden, um uns zu überzeugen, dass er einfach unersetzlich ist. Der amerikanische Milliardär Sheldon Adelson hat ihm dafür auch ein schriftliches Sprachrohr geschaffen, die zu Recht *Israel Heute* benannte Tageszeitung, selbstverständlich gratis verteilt. Diese versuchte auch den peinlichen Skandal um die angebliche Pfandflaschensammlung der First Lady und den auf Staatskosten gepflegten, fürstlichen Lebensstil der Familie Netanjahu abzubügeln.

Peinliche Auftritte

In Israel ist es Tradition, dass die Politikerinnen und Politiker in beliebten Satiresendungen auftreten, wenn

sie wieder einmal um die Gunst der Wähler buhlen. Manche zeigen sich der Herausforderung gewachsen, andere machen sich eher lächerlich. Tzipi Livni, bis Dezember 2014 noch Justizministerin, äußerte sich in der Sendung „Zur Lage der Nation“ eine Spur derber als unbedingt erforderlich über ihren ehemaligen Koalitionspartner Netanjahu. Ihr peinlicher Auftritt ging nach hinten los, schließlich hatte der Premierminister sie wenige Wochen zuvor gefeuert. Die Arme der robusten Sportlerin dürften vom anschließenden Zurückrudern stark geschermt haben.

Zahava Galon, die Vorsitzende von Meretz, schlüpfte vor laufender Kamera in das Kostüm einer Siedlerin und machte damit nicht unbedingt eine witzige Figur.

Naftali Bennett, der in Raanana, einer gemütlichen Vorstadt von Tel Aviv, residierende Siedler-Messias, verkleidete sich wiederum als bebrill-

ter Linker. Der „Nerd“ entschuldigte sich bei allen, die ihn anrempeln oder seinen Kaffee verschütten. Letztere stehen metaphorisch für die Palästinenser, Europa und wohl auch den amerikanischen Präsidenten. Der krönende, wenn auch nicht ganz unerwartete Abschluss seiner Performance lautete: „Genug, wir entschuldigen uns nicht mehr, wir lieben Israel.“ Die Botschaft war klar: Die Liebe zu Israel ist das Monopol der Wähler seiner Partei „Das Jüdische Haus“, alle anderen fallen wohl in die Kategorie jüdischer Selbsthasser. Man muss kein biblischer Prophet und nicht einmal ein Umfrageexperte sein, um zu erraten, dass Bennett mit diesem Clip einen Hit landen konnte.

In diesem mannigfaltigen Geschehen darf eine Prise Shoa – ein beliebtes Motiv rechter Politiker – nicht fehlen. Diesmal spielte der frühere Außenminister Silvan Shalom diese Karte aus. Er ließ sein Antlitz über

Jitzchak Herzog und Tzipi Livni: „Entweder wir oder er“



© ABIR SULTAN/ EPA/ PICTURESK.COM

einem gelben Judenstern ablichten. Damit wollte er der Welt kundtun, dass er der Initiator des Internationalen Holocaust-Gedenktages am 27. Januar sei. Nach empörenden Protesten verschwand das peinliche Foto von seiner Facebook-Seite.

Außenminister Lieberman hingegen scheint nicht zum Scherzen aufgelegt zu sein. In gewohnter Manier wettet er bei jeder Gelegenheit gegen die Polizei, die Staatsanwaltschaft und die Medien, denn seine Partei ist in einen massiven Korruptionsskandal verwickelt. Er fragt sich wohl, wie viele seiner Abgeordneten die nächste Legislaturperiode in Haft verbringen werden.

Die Erhöhung der Eintrittshürde in der Knesset von zwei auf 3,25 Prozent der Wählerstimmen vollbrachte wahre Wunder. Die sonst untereinander eher zerstrittenen arabischen Parteien konnten sich auf eine Liste einigen, deren originelles Spektrum von islamisch orientierten Gruppen bis hin zu säkularen ehemaligen Kommunisten reicht. Es bleibt abzuwarten, wie lange das einzige gemeinsame Ziel, nämlich den jüdischen Staat durch einen „Staat aller seiner Bürger“ zu ersetzen, dieses politische Konstrukt zusammenhalten wird. Dieser Begriff ist eine elegante Umschreibung für die Vision eines bi-nationalen Staates, Schreckgespenst der jüdischen Wähler. Daher schockierte Avraham Burg, ehemaliger hochrangiger Politiker der Arbeitspartei, die Öffentlichkeit mit seinem Beitritt zu „Chadasch“, der arabisch-kommunistischen Partei. Das ist in der Tat ein großer Sprung für den Sohn einer prominenten national-religiösen Familie, der seine Glatze nach wie vor mit einer Kippa schmückt.

Das Traumpaar der israelischen Politik

Kein Wunder, dass manche Israelis sich genauso als Chamäleons entpuppen wie ihre politischen Vertreter. Meine Nichte Ruthi zum Beispiel wird

am 17. März dem Likud ihre langjährige Treue entziehen und Naftali Bennett ihr Votum schenken. Auch meine Nachbarin Ronit outete sich als Wechselwählerin. Die 42-Jährige, seit ihrer Jugend Mitglied von Meretz, wird diesmal ihre Stimme dem „Zionistischen Lager“, der gemeinsamen Liste der Arbeitspartei und der von Tzipi Livni gegründeten Tnuva (Bewegung) geben. „Ich übe mich eben in Realpolitik“, rechtfertigte sich die Wankelmütige. Damit meinte sie, dass die Achse Jitzchak Herzog und Tzipi Livni die einzige – wenn auch geringe – Chance für diejenigen Israelis darstellt, die eine Abwahl des regierenden Premierministers anstreben. Das neue unzertrennliche Traumpaar der israelischen Politik präsentiert sich als die Alternative zum amtierenden Premier. „Nur nicht er“, verkünden sie bei jeder Gelegenheit. Ihr Wahlkampf ist darauf aufgebaut, dem Volk das Versagen ihres Rivalen in den Kopf zu hämmern. Allerdings wünscht sich so mancher Wähler ähnliche Klarheit bei der Darstellung ihres politischen und gesellschaftlichen Programms. Wie dem auch sei, voller Optimismus haben sich die beiden für den Fall ihres Wahlsieges schon jetzt auf ein Rotationsverfahren für das Amt des Ministerpräsidenten geeinigt.

Netanjahu, ein Meister im Schüren durchaus berechtigter existenzieller Ängste vieler Israelis, blieb seinen Kontrahenten nichts schuldig. In einem Videoclip kündigte er dem verschreckten Volk an, dass die Linke den Terror nicht bekämpfen würde und brachte gleich ISIS ins Spiel. Ob der Premier in den letzten Jahren seinen Wählern die versprochene Sicherheit geboten hat, sei allerdings dahingestellt.

Mein 90-jähriger Freund Moshe scheint von den Entscheidungsträgern seines Landes und auch von seinen Mitbürgern keineswegs begeistert zu sein. Empört postete er auf Facebook: „Charisma! Charisma! Charisma!

Hört doch auf, bei den Wahlen nach einem Messias zu suchen. Fragt doch endlich ‚Wohin führst du eigentlich unser Land?‘“ Mit diesem Aufruf zum Fragezeichen sprach mir der Senior aus dem Herzen. Warum das Charisma eines Politikers für seine Wähler wichtiger sein sollte als seine tatsächlichen Errungenschaften, war mir immer schon ein Rätsel. Als ich einmal einer Aktivistin genau diese Frage stellte, blickte sie mich entgeistert an und meinte: „So tickt Politik nun mal.“ Aha ... Nur, welchen Gewinn hat zum Beispiel das legendäre Charisma von Netanjahu für den jüdischen Staat eigentlich gebracht, außer unerschwinglichen Wohnungspreisen, dem Ausbau der Siedlungen, internationaler Isolation und keinem Sieg über die Hamas? Da hat doch der biblische König David wesentlich mehr vorzuweisen. Und er konnte auch noch Harfe spielen.

Die etwas deterministische Antwort eines jungen Israeli auf Moshes Frage lautete: „Hast du denn vergessen, dass ein Teil des Volkes Israel tausende Jahre falschen Propheten gefolgt ist? Das ist anscheinend in unserer DNA.“ Solchem Pessimismus möchte ich mich nun doch nicht verschreiben, denn ein Teil meiner jüdischen DNA ist, die Hoffnung nie aufzugeben, selbst unter den widrigsten Umständen.

Das bunte Treiben zu beobachten wäre fast amüsant, „Viel Lärm um nichts“, könnte man mit Shakespeare sagen. Doch es geht um existenzielle Fragen für die Zukunft des Landes, denen wir Israelis uns nicht immer stellen wollen. Nachdem die Politiker aller Couleurs am 17. März ihre Wahlgimmicks einstellen werden, müssen sie wohl Moshes Frage beantworten: „Wohin wollt ihr Israel eigentlich führen?“ Erfahrungsgemäß wäre die ehrlichste Antwort: in den nächsten Wahlkampf.

nu

Dieser Beitrag wurde vier Wochen vor den israelischen Wahlen verfasst.

Welchen Gewinn hat zum Beispiel das legendäre Charisma von Netanjahu für den jüdischen Staat eigentlich gebracht, außer unerschwinglichen Wohnungspreisen, dem Ausbau der Siedlungen, internationaler Isolation und keinem Sieg über die Hamas?



Die Vorstandsmitglieder Renate Erbst, Marika Haraszti, Rosina Kohn,
Mag. Hanna Morgenstern, Elisabeth Wessely sowie Mag. Daniela Haraszti und Lena Roth

wünschen ein frohes Pessachfest
פסח כשר ו שמח

und bedanken sich bei allen Mitgliedern, Spendern und Sponsoren für die bisher geleistete Unterstützung im Namen der von uns betreuten Personen,
Bitte helfen Sie uns alle Menschen zu unterstützen, welche sich nicht einmal zu den kommenden hohen Feiertagen genügend Grundnahrungsmittel kaufen können!

A-1010 Wien, Seifersdorfengasse 4 Telefon: 0699 125 99 333 ZVR-Zuid: 175443603 E-Mail: ohel-rachel@ohel-rachel.at info@ohel-rachel.at Home: www.ohel-rachel.at

**Ambulatorium Helia
Betriebs-GmbH
Dr. Hava Bugajer**

wünscht allen
PatientInnen und
FreundInnen
ein schönes Pessach-Fest

חג שמח

חג שמח

Wir wünschen allen Verwandten
und Freunden ein glückliches,
schönes Pessach-Fest

**Danielle und Martin Engelberg
Sammy, Rachel, Debbie**

**Prof. (FH) Mag.
Julius Dem, MBA**

Allg. beeideter und gerichtlich
zertifizierter Dolmetscher
für Hebräisch
wünscht allen Verwandten,
Freunden und Kunden
ein fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

חג שמח

Ein schönes Pessachfest
wünscht allen Patienten und Freunden

Mag. Dr. med. univ. Alexander Tuschel
Oberarzt am Wirbelsäulenzentrum Wien-Speising

www.tuschel.at

**Liesl und Felix
Dvorak**

wünschen allen Freunden
ein schönes Pessach-Fest

חג שמח

**Oberrabbiner
Chaim und Annette Eisenberg**

wünschen allen Verwandten und
Freunden ein fröhliches
Pessach-Fest

**Familien Ludwig, Richard
und Martin LANCZMANN
sowie Firma E.T.C.**

wünschen allen Freunden,
Verwandten und Bekannten ein
fröhliches Pessach-Fest

Dr. Gabriel Lansky und Familie

wünschen allen
Freunden und Verwandten
ein fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

חג שמח

Romit Consulting GmbH

Graben 19, 1010 Wien
sowie

Familie Robert Herscovici

Sonja und Ivan Roth

wünschen allen
Verwandten und Freunden
ein koscheres Pessach-Fest

חג שמח

Dr. Martin Scharf und Familie

Facharzt für Gastrologie
1060 Wien, Rahlgasse 1
wünschen allen Freunden
und Verwandten ein
fröhliches Pessach-Fest

SOLIDIA

Firmenvertretungs- u. Handelsg.m.b.H.

wünscht allen Freunden Pessach sameach
Svetlana, Neomi und Ruben, sowie Yossi Korab

חג שמח

Karlheinz HORA

Bezirksvorsteher des 2. Bezirks

1020 Wien, Karmelitergasse 9

post@bv02.wien.gv.at

Telefon: +43 1 4000-02111

wünscht alles Gute
zu den bevorstehenden Feiertagen

Sprechstunden:

- nach telefonischer Vereinbarung
am 3. Donnerstag im Monat, ab 15 Uhr
in 1020 Wien, Karmelitergasse 9 und
- jeden 1. Mittwoch im Monat, 17-18 Uhr
in 1020 Wien, Praterstern 1



Agentur für Veranstaltungen,
Künstlervermittlung und PR
wünscht

allen Freunden und Kunden
ein schönes Pessach-Fest

חג שמח

Zu den Feiertagen die
besten Wünsche allen
Verwandten und Freunden
im In- und Ausland

חג שמח

Pierre Lopper und Familie

Rotenturmstraße 27, 1010 Wien

Tel. 01/ 367 93 00

E-Mail: plover@chello.at

Dr. Timothy Smolka

und

Dr. Franziska Smolka

und



Wiener Jüdischer Chor

wünschen allen Freunden und
Bekannten ein fröhliches
Pessach-Fest

Die Familien

Dr. Walter und Prof. Dr. Mostbeck

wünschen allen Freunden und
Verwandten ein
fröhliches Pessach-Fest

חג שמח



Let us tell you about Vienna

Sightseeing

Stadtrundfahrten

Ваш русский гид в Австрии

Abfahrt / departure:
Albertinaplatz 2
www.redbuscitytours.at

**Wir wünschen Ihnen ein
fröhliches Pessach-Fest!**

Die NU-Redaktion

wünscht allen
Leserinnen und Lesern
ein glückliches und
schönes Pessach-Fest!

חג שמח



Verpackung & Versand



**Dana und Mag. Daniel Deutsch
wünschen ein koscheres und fröhliches
Pessach-Fest!**

**Zerbrechliche, sperrige oder
empfindliche Sendungen?**

Überlassen Sie Verpackung und Versand
den Experten von MBE!

**Wir bieten Ihnen individuelle Lösungen für jeden Versand
und Verpackung.**

www.mbe-co.at

Gonzagagasse 16
1010 Wien
Tel. 01 533 81 07-18
Boerse@mbe-co.at

Walfischgasse 6
1010 Wien
Tel. 01 512 88 55
Oper@mbe-co.at

Dresdnerstrasse 60
1200 Wien
Tel. 01 333 63 93-33
Dresdner@mbe-co.at



An der Gedenkveranstaltung zum 70. Jahrestag der Befreiung der Gefangenen des KZs nahmen auch die letzten Überlebenden des Vernichtungslager Auschwitz teil.

Inside Auschwitz

Um die Opfer des Vernichtungslagers Auschwitz nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, kehrten die ehemaligen Lagerinsassen nach der Befreiung zurück – mit dem Ziel, eine Gedenkstätte aufzubauen.

VON ANNA SIGMUND

Ende Jänner 2015 gedachte man in Auschwitz der Befreiung des Lagers durch die Rote Armee vor 70 Jahren. An den Feiern nahmen auch die letzten Überlebenden des Vernichtungslagers teil. In ungewöhnlicher Kleidung, nämlich in ihrer einstigen blau-grau gestreiften Häftlingskluft.

Diese Tradition geht auf das Jahr 1947 zurück, als man am 14. Juni, genau sieben Jahre nach dem Eintreffen der ersten Gefangenen, das kleine „Staatliche Museum Auschwitz-Birkenau“ eröffnete. Damals waren die

Träger der Anstaltskleidung ehemalige Häftlinge, die sich, freiwillig aus der ganzen Welt zurückgekehrt, auf dem riesigen Gelände des ehemaligen KZ niedergelassen hatten. „Wir waren so wenige ...“, erinnerte sich einer aus der Gruppe. „Und wir hatten das Ziel, an diesem blutigsten Ort des deutschen Terrors eine Gedenkstätte zu schaffen.“ Mindestens 1,1 Millionen Menschen kamen in Auschwitz-Birkenau und Auschwitz-Monowitz ums Leben. Die Opfer sollten nicht dem Vergessen anheimfallen.

Den Plan dazu hatten jüdische Lagerinsassen schon gefasst, bevor sowjetische Truppen in Auschwitz 1945 auf jene 8000 meist schwerkranken Häftlinge stießen, letzte Überlebende des riesigen KZ, die von SS-Verbänden nicht mehr auf todbringende Evakuierungsmärsche geschickt worden waren. Die Befreier, die eigenen Angaben zufolge bis dahin nichts von der Existenz des KZ ahnten, sahen nicht mehr die ganze Realität von Auschwitz, sondern ein schreckenerregendes, gespenstisches Szenario – Berge von Leichen, rauchende Trümmerlandschaft, zerstörte Baracken. Auf diesem Horror-Areal zog nach der Rückgabe des KZ-Geländes an Polen Ende 1945 neues Leben ein.

Kampf gegen „Friedhofshyänen“

Wie andere Opfer war auch Ex-Häftling Tadeusz Szymanski an die Stätte des Grauens zurückgekehrt: „Am 1. Oktober schon wieder in Auschwitz.“ Zusammen mit einer Gruppe von rund zwanzig Gleichgesinnten suchte er unter der Leitung eines anderen Ex-Insassen, des nunmehrigen „Direktors“ Tadeusz Wasowicz, die Reste des größten Vernichtungslagers der Nazis vor dem Abriss zu bewahren. Es war eine kleine, verschworene Gemeinschaft, die auf dem riesigen Areal zäh gegen Plünderer und Grabschänder, sogenannte „Friedhofshyänen“, kämpfte, die sich nicht scheuten, die menschlichen Überreste nach Verwertbarem zu durchsuchen. Man hinderte auch die lokale Bevölkerung am Abtransport von Baumaterial und stellte sich gegen die polnischen Behörden, die für den totalen Abriss aller Überreste plädierten. Parallel dazu ging man an den Aufbau eines Archivs, suchte „jedes einzelne von den Deutschen stammende Schriftstück“ zu erlangen.

Die Schwierigkeiten waren enorm, die Geldmittel gering, das Desinteresse der Weltöffentlichkeit evident. Viele der ehemaligen Häftlinge wurden von den Erinnerungen an ihre Qualen heimgesucht, manche litten unter Depressionen, die als „Stacheldrahtkrankheit“ bezeichnet wurden. Direktor Wasowicz versuchte gegenzusteuern. Er hielt Vorträge, organisierte

Wettbewerbe, veranstaltete Feste und Tanzabende. Auf sein Geheiß hin lieferten sich ehemalige KZ-Häftlinge – sehr zum Befremden Außenstehender – zur körperlichen Ertüchtigung Wettläufe zwischen den Krematorien und der Villa des KZ-Kommandanten Höß.

Mit der Eröffnung einer ersten Teilausstellung in den Blöcken des „Stamm-lagers“ verzeichnete die kleine verschworene Gemeinschaft einen ersten Erfolg. Zwei Tonnen Haare von über 30.000 Ermordeten demonstrierten die Dimension des Völkermords. Die Installationen von leeren Dosen mit der Aufschrift „Zyklon B“ und Berge von Habseligkeiten der Opfer schockierten die ersten Besucher.

Die feierliche Eröffnungsrede hielt Regierungschef Józef Cyrankiewicz, selbst ehemaliger Auschwitz-Häftling, der vom „großen Kampf um die Freiheit der Nationen“ sprach, „der aus uns, die wir im Lager waren, die symbolischsten Soldaten ... des Kampfes um die Freiheit machte.“

Das hinderte Cyrankiewicz allerdings nicht daran, seinen einstigen Mithäftling Witold Pilecki, der ein sowjetisch dominiertes Polen ablehnte, 1948 in einem Schauprozess als „Faschist und Imperialist“ zu denunzieren. Pilecki wurde in dem heute als Justizmord geltenden Prozess gefoltert und zum Tode verurteilt.

Freiwillig in Auschwitz

Darin lag eine besondere Tragik, denn in Auschwitz hatte man zusammen im Lagerwiderstand gearbeitet. Der polnische Offizier Witold Pilecki war 1940 in das KZ gebracht worden, nachdem er freiwillig einer SS-Streife in die Hände gelaufen war. Im Auftrag des polnischen Widerstandes erkundete er die Verhältnisse, organisierte Widerstandszellen und schmuggelte bereits ab Herbst 1940 detaillierte Berichte aus dem Lager. In beklemmenden Einzelheiten erfuhren die Alliierten – über die polnische Exilregierung in London – vom Bau von Krematorien, den unmenschlichen Haftbedingungen und der systematischen Ermordung der Häftlinge. Von Pilecki stammt auch der erste Bericht von der Ankunft der Ju-

dentransporte aus ganz Europa. Verwundet registrierte er die bevorzugte Unterbringung und Behandlung der ersten Ankömmlinge – bis diese unter Aufsicht der SS nach Hause geschrieben hatten, dass es ihnen gut gehe und sie auf die Ansiedlung in Polen vorbereitet würden. Pileckis dramatische Schilderung von Massenvergasungen stieß bei den Alliierten auf ungläubige Ablehnung, man hielt sie für maßlos übertrieben.

Sein Drängen auf ein militärisches Eingreifen blieb ungehört, obwohl Pileckis Widerstandsgruppen 1942 bereits alle wichtigen Lagerbereiche infiltriert hatten, zum Aufstand bereit waren und nur mehr auf ein Signal von außen warteten. Doch dieses kam nicht. Auch nachdem Gerhart Riegner, ein Funktönar des Jüdischen Weltkongresses in Genf, im August 1942 die USA darüber informierte, dass „die Juden auf einen Schlag vernichtet“ werden sollten, geschah nichts. Im November überbrachte der polnische Widerstandskämpfer Jan Karski dann Schreckensnachrichten, die das Fassungsvermögen der Amerikaner überstiegen. „Glauben Sie, dass ich lüge?“ fragte er einen US-Verfassungsrichter. „Nein“, antwortete dieser, „aber ich kann es nicht glauben.“ In Auschwitz selbst verlor Witold Pilecki im Jahr 1943, nach über zwei Jahren Haft, die Geduld. Er floh aus dem Lager. In Freiheit verfasste er seinen eindringlichen „Raport W“, mit dem er eine Militärintervention, an der er selbst teilnehmen wollte, zu erreichen suchte – vergeblich.

Ein entschlossenes Handeln der Politik blieb auch dann noch aus, als ab Juli 1944 bereits die technischen Voraussetzungen für Präzisionsangriffe gegeben waren. Man diskutierte über verschiedene Strategien und setzte auf einen „raschen Sieg“. Selbst ein Bombardement der Bahnlinien zur Unterbindung der Transporte nach Auschwitz fand nicht statt.

Im September 1944 fielen – allerdings unabsichtlich – Bomben auf Auschwitz. Sie galten nur fünf Kilometer entfernten Industrieanlagen, trafen zufällig auch SS-Baracken und töteten 300 Häftlinge. nu

Viele der ehemaligen Häftlinge wurden von den Erinnerungen an ihre Qualen heimgesucht, manche litten unter Depressionen, die als „Stacheldrahtkrankheit“ bezeichnet wurden.

Eine Liste aus London

Silbermann, Dr. I. (Uled.)
Wrote to Dr. Kubie direct - wishes America. Wrote recommending him to Dr. Kubie. *Edith (Gurbaum)*
Ad: 30 Froggatt Lane, N. N. 3.
HAM: 5791.

Wrote direct to Dr. Kubie - see her letter dated 8.4.38. *Her letter on 2nd April filled - see Kubie's letter dated 8.4.38. Going to New Zealand.*

Sent letter of application for America. Candidate with Dr. Jeanne Iampl-de Groot. Wrote asking Fr. Freud opinion re post in Bristol. Can buy ticket for America. Cannot secure affidavit. Unmarried. *Not fully trained analyst. - wrote letter 11.5.38.*

Morgenstern, Milan.
49 Tavistock Square, W.C. 1. Tel. Eus. 2685.
Viennese Candidate. Appointment for May 6. *Is a specialist in education & psychology of mental defectives. Will not do analytical therapeutic work. Non-medical. - get own permit.*

advising finish with Dr. Jeanne Iampl-de Groot in Holland, analysis or go direct to America.

candidate. Much promised to pay for medical education. Arrived 23.5.38. Address: Levensham 23 Collingham Gardens S.W. 5. applied 11.5.38 for permit.

Dr. of Philosophy & medical student. - Advised England. Is at present in Lausanne. Sent letter of invitation as analytical student to show to British Consul 11.5.38. wrote 11.5.38. permit 27.6.38.

Hungarian Candidate - Rohiem analysing. Advised by Rickman to send particulars. See on Hungarian list.

Doctor's degree of Philosophy. Will not continue study of medicine. Send all papers to Dr. Kubie.

Silbermann, Dr. I. (Uled.)
Wrote to Dr. Kubie direct - wishes America. Wrote recommending him to Dr. Kubie. *Edith (Gurbaum)*
Ad: 30 Froggatt Lane, N. N. 3.
HAM: 5791.

Wrote direct to Dr. Kubie - see her letter dated 8.4.38. *Her letter on 2nd April filled - see Kubie's letter dated 8.4.38. Going to New Zealand.*

Sent letter of application for America. Candidate with Dr. Jeanne Iampl-de Groot. Wrote asking Fr. Freud opinion re post in Bristol. Can buy ticket for America. Cannot secure affidavit. Unmarried. *Not fully trained analyst. - wrote letter 11.5.38.*

Morgenstern, Milan.
49 Tavistock Square, W.C. 1. Tel. Eus. 2685.
Viennese Candidate. Appointment for May 6. *Is a specialist in education & psychology of mental defectives. Will not do analytical therapeutic work. Non-medical. - get own permit.*

advising finish with Dr. Jeanne Iampl-de Groot in Holland, analysis or go direct to America.

candidate. Much promised to pay for medical education. Arrived 23.5.38. Address: Levensham 23 Collingham Gardens S.W. 5. applied 11.5.38 for permit.

Dr. of Philosophy & medical student. - Advised England. Is at present in Lausanne. Sent letter of invitation as analytical student to show to British Consul 11.5.38. wrote 11.5.38. permit 27.6.38.

Hungarian Candidate - Rohiem analysing. Advised by Rickman to send particulars. See on Hungarian list.

Doctor's degree of Philosophy. Will not continue study of medicine. Send all papers to Dr. Kubie.

Die Geschichte der Vertreibung und des Exils der jüdischen Mitglieder und Kandidaten der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (WPV) ist noch längst nicht zu Ende erzählt. Ein Beispiel ist das Schicksal des Sonderpädagogen Milan Morgenstern.

VON TJARK KUNSTREICH

Über die Vertreibung der jüdischen Psychoanalytiker aus Wien nach dem „Anschluss“ 1938 und ihr anschließendes Exil ist schon vieles bekannt. Sigmund Freud konnte mit einem Großteil seiner Familie gerettet werden und 1939, seinem Wunsch gemäß, „in Freiheit sterben“. Im Briefwechsel von Anna Freud und Ernest Jones, dem in London lebenden damaligen Vorsitzenden der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, zeigt sich das ganze Ausmaß einer Rettungsaktion, die so viele Menschen wie möglich einbezog. Einen Anhaltspunkt für die Rekonstruktion der Emigrationswege, der nicht nur Aufschluss über einzelne Personen gibt, sondern zugleich eine Idee von dem Netzwerk vermittelt, das notwendig war, um so viele Personen in so kurzer Zeit außer Landes zu bringen, liefert eine Liste, die Thomas Aichhorn, der Archivar der WPV, im Archiv der Britischen Psychoanalytischen Gesellschaft gefunden hat, und mit der sich aktuell eine Arbeitsgruppe zur Geschichte der WPV befasst.

Bei der Liste scheint es sich um ein Arbeitsinstrument zu handeln, das es ermöglichen sollte, Visumsangelegenheiten, Finanzielles und Adressänderungen in einem Dokument zu erfassen, damit diese Informationen schnell abrufbar waren.

Diese Liste umfasst zwanzig Seiten, auf denen sich 97 Namen finden. Die Liste beginnt alphabetisch, aber durch Ergänzungen und Hinzufügungen wird dieses Prinzip langsam aufgelöst. Die Namen sind zumeist mit Schreibmaschine geschrieben. Große Abstände zwischen den Namen sollen Ergänzungen ermöglichen. Diese Ergänzungen wurden größtenteils handschriftlich gemacht, wobei mindestens drei Handschriften unterschieden werden konnten. Einige der handschriftlichen Ergänzungen sind stenografisch abgefasst. Bei dieser Liste scheint es sich um ein Arbeitsinstrument zu handeln, das es ermöglichen sollte, Visumsangelegenheiten, Finanzielles und Adressänderungen in einem Dokument zu erfassen, damit diese Informationen schnell abrufbar waren.

Das Dokument wirft Fragen auf, die bislang gar nicht gestellt worden waren: So sind zum Beispiel die genauen Daten der Ausreise der Emigranten mit Ausnahme der Mitglieder der Familie Freud bislang nicht bekannt. Außerdem vermittelt die Liste eindrücklich, wie schnell Pläne geändert und neue Lösungen gefunden werden mussten. Nicht zuletzt sind darin auch einige Unbekannte oder Vergessene genannt, denen nun vielleicht ein Platz im Gedächtnis der Psychoanalyse gegeben werden kann: Namen von Personen, die als Kandidaten ihre Ausbildung nicht fortsetzen konnten oder wollten; die in Vergessenheit gerieten oder womöglich doch der Vernichtung zum Opfer fielen; oder die als Freunde oder Angehörige von Analytikern auf diese Liste kamen.

„Ein Fall für sich“

Milan Morgenstern findet sich auf der Liste als einer der Wiener Kandidaten. Er hat am 6. Mai einen Termin 1938 und wird beschrieben als „ein Spezialist für die Erziehung und die Psychologie geistig Behinderter. Wird keine analytisch-therapeutische machen. Nicht-Mediziner. Bekommt eigene (Arbeits-)Erlaubnis.“ Der Termin ist wahrscheinlich ein Gespräch mit Ernest Jones, denn der schreibt am 4. Mai 1938 an Anna Freud: „Ein Wiener Kandidat namens Milan Morgenstern ist ge-

rade in London aufgetaucht, aber ich habe ihn noch nicht gesehen. Würdest du mir bitte Informationen zukommen lassen?“ Am 15. Mai antwortet sie: „Milan Morgenstern ist ein Fall für sich, nicht ganz in die Reihe der übrigen Kandidaten einzureihen. Wir haben ihn bei der letzten Emigration von Berlin her übernommen, wo er bei Dr. Horney in Analyse gewesen war. Er ist ein Spezialist für den Unterricht schwachsinniger Kinder und soll als solcher besonders tüchtig sein, wird auch von einer ganzen Anzahl von Leuten dafür geschätzt. Über diese Spezialität hinaus kommt er eigentlich nicht. Er hat hier durch Jahre alle Kurse und Seminare besucht, ist aber nicht als Analytiker ausgebildet (...) Die einzige Chance für ihn ist natürlich wieder, in seinem Gebiet, dem Unterricht von Schwachsinnigen, unterzukommen. Dass man ihn zum Analytiker ausbildet, halte ich für unpraktisch und wahrscheinlich aussichtslos.“

Die oftmals harten Beurteilungen, die sowohl Jones, aber auch Anna Freud vornahmen und von denen der Briefwechsel jener Monate viele enthält, trugen gleichzeitig oft geradezu prophetische Züge, eben weil sie sehr realistisch waren – so sehr die „Auswahl“ einen sehr problematischen Charakter hatte, führte sie dennoch oft für die Betroffenen nicht nur in die Emigration, sondern auch zur Möglichkeit, einen neuen Anfang zu machen.

Milan Morgenstern stammte ursprünglich aus Graz, wo er am 13. November 1894 in eine jüdische Familie geboren wurde. 1914 tritt er aus der Israelitischen Kultusgemeinde aus und beginnt nach dem Ersten Weltkrieg an Johannes Ittens Kunstschule in Wien zu studieren. Im Wintersemester 1919 folgt er Itten nach Weimar, wo dieser auf Einladung von Walter Gropius das Bauhaus mit aufbaute. In den zwanziger Jahren übersiedelt Morgenstern nach Berlin und beginnt dort mit behinderten Kindern zu arbeiten. Ende der zwanziger Jahre ist Morgenstern nach einem Bericht seiner Tochter Eva Brück in Berlin stadtbekannt und politisch auf Seiten der Kommunisten aktiv, tritt aber nie in die Partei ein. Unmittelbar nach der Machtübernahme der Nazis 1933 flieht Morgenstern

von Berlin nach Wien; seine Frau und ihre beiden Kinder harren in Berlin einige Zeit in der Illegalität aus, bevor auch sie nach Wien gelangen können. Ende 1933 bewirbt sich Morgenstern bei der WPV um den Kandidatenstatus. Im Lehrausschuss-Protokoll vom 16. Januar 1934 ist vermerkt: „Milan Morgenstern, jetzt Gast, möchte Kandidat werden, von Dr. Horney analysiert (2 ½ Jahre), war in Berlin erst abgelehnt, dann vorgeschlagen, konnte wegen der hohen Kosten die Ausbildung nicht durchführen, 15 Jahre heilpädagogische Praxis.“

In der Sitzung am 8. März 1934 schildern August Aichhorn und Siegfried Bernfeld ihre Eindrücke: Morgenstern erziele gute Erfolge mit seiner Arbeit und habe im Berliner Seminar viel dazugelernt. Die Analyse bei Horney habe er sich zusammengespart, diese habe ihn dann 1932 als Kandidaten empfohlen, er wurde aber nicht aufgenommen. In Wien wird Morgenstern zugelassen. In späteren Sitzungen wird von Problemen berichtet: Morgenstern sei „zerfahren“, es wird beschlossen, ihn „nicht so sehr zum Analytiker als vielmehr zum psychoanalytischen Heilpädagogen auszubilden“.

1936 veröffentlicht Morgenstern zusammen mit der Psychologin Helena Löw-Beer im Wiener Sensen-Verlag das Buch *Heilpädagogische Praxis – Methoden und Material*, ein Klassiker, der bis heute in mehreren Auflagen und Übersetzungen erschienen ist. In dieser Zeit beginnt Morgenstern auch, Spielzeug für behinderte Kinder zu entwerfen. Durch diese Arbeit und sein Buch werden Paul und Marjorie Abbott aus London auf ihn aufmerksam. Die Abbotts sind begeisterte Reformpädagogen, die ursprünglich eine eigene Schule gründen wollten. Nach dem Scheitern dieses Plans eröffnen sie ein Spielzeuggeschäft, aus dem in der Folge der Spielzeughersteller Abbott Ltd. hervorgeht. Die Abbotts ermöglichen Morgenstern und seiner Familie 1938 die Ausreise nach England, wo Morgenstern weiterhin auch seinem Interesse an der Psychoanalyse nachgeht. Er stirbt 1954 in London. Bis heute wird heilpädagogisches Spielzeug nach seinen Entwürfen hergestellt. *nu*



Gelegentlich lässt sich Elimelech Ehrlich mit dem Taxi zu den lokalen Aschirim, den Reichen, führen, um sie anzubetteln.

Betteln oder Schnorren?

Ultraorthodoxe Gemeinden und Jeschiwot erfreuen sich in den USA eines rasant steigenden Zuwachses, während „Austritte“ aus traditionell chassidischen Nachbarschaften eher spärlich sind.

VON PETER WEINBERGER

Nein, es stimmt nicht, dass Betteln gojisch und Schnorren jüdisch ist. Oder war es umgekehrt? Elimelech Ehrlich allerdings, ein orthodoxer Jude aus Jerusalem, scheint, wie die *New York Times* vom 16. Oktober 2014 berichtete, beide Professionen, das Betteln und das Schnorren, auf „High-Tech“-Niveau perfekt zu beherrschen. Jedes Jahr reist er, ausgerüstet mit einer eisernen Handkassa und einem Wi-Fi-Kreditkartenleser, von Jerusalem nach Lakewood, New Jersey, um dort drei Wochen lang in allen Jeschiwot und Wohnkomplexen der Talmudschüler zu „schnorren“. Er erzählt „Geschichtelach“ (Schnurren)

und kassiert in der Regel dafür von jedem „Studenten“ einen Wohltätigkeits-Obolus von zumindest 20 Dollar, meist sogar 36 Dollar, nämlich das Doppelte von 18 Dollar, da die Zahl 18 der Tradition nach Glück bringen soll. Gelegentlich lässt er sich mit dem Taxi zu den lokalen Aschirim, zu den Reichen von Lakewood, führen, um sie anzubetteln. Abzüglich der Reise- und Aufenthaltskosten – zumindest den Flug muss er sich selbst bezahlen – reicht das Erschnorrte, mehrere zehntausend Dollar, für den Rest des Jahres bzw. zur Finanzierung besonderer Ausgaben, wie etwa von Hochzeiten und dergleichen.

Lakewood: Das ultraorthodoxe „Eldorado“

Lakewood, eine kleine Stadt mit weniger als 100.000 Einwohnern, im Ocean County von New Jersey, also südlich von New York City, gelegen, beherbergt die größte und am raschesten wachsende Gemeinde ultraorthodoxer Juden in den USA. Etwa die Hälfte aller Bewohner von Lakewood sind Ultraorthodoxe. Lakewood war ursprünglich eine Art Ferienstadt besser gestellter (WASP-)New Yorker. Infolge des Zuzugs ultraorthodoxer Familien wurden die ansässigen Afroamerikaner bereits weitgehend verdrängt. Klarerweise verlief das nicht ohne entsprechende „Rassenkrawalle“. Die Stadtpolitik von Lakewood ist nunmehr zu einem großen Teil von den Wünschen und Interessen der Ultraorthodoxen bestimmt.

BMG, Beth Medrash Govoha, ist der Name der größten charedischen Jeschiwa von Lakewood, die bereits ebenso viele Studenten hat wie Harvard. 2012 waren es 6.500, 2015 wird diese Zahl vermutlich noch bedeutend höher ausfallen. Diese Jeschiwa, ursprünglich 1943 gegründet, gehört nun zu den weltweit größten ultraorthodoxen Schulen. Der BMG Campus verfügt über vier Hauptgebäude, in denen sich acht Studiensäle befinden. Des Weiteren sind zahlreiche Wohnareale Teil des Campus. 2014 wurde ein Erweiterungsbau begonnen. Ist ein angehender Student für würdig befunden worden, die Jeschiwa besuchen zu dürfen, wird mit seinen Eltern oder Verwandten ein Gespräch über die Höhe der Studiengebühren geführt:

eine individuelle Einschätzung selbstverständlich. Das soziale Großereignis am BMG Campus scheint der „Tumult“-Tag zu sein, an dem die Studenten in Lerngruppen eingeteilt werden bzw. sich um Studienpartner umschauen müssen. Am „Tumult“-Tag füllen hunderte ultraorthodoxe Jugendliche nicht gerade leise die College Plaza.

Die soziale Situation in Lakewood ist – so wie in ähnlichen Gemeinden wie Kiryas Joel (siehe **NU** 51) – nicht gerade rosig: Dem Zensus nach lebten 26 Prozent der Einwohner im Jahr 2010 unter der Armutsgrenze, das Pro-Kopf-Einkommen betrug im selben Jahr bloß 16.423 Dollar, das sogenannte Haushaltseinkommen 35.634 Dollar. Die wenigen wirklich Reichen, die hier wohnen, sind zum Teil „spätberufene“ Orthodoxe und politisch am äußersten rechten Rand der Republikaner angesiedelt.

Yiddish isn't enough

„Das Wort Molekül“, erzählte Naftuli Moster, eines von 17 Kindern einer orthodoxen Familie in Borough Park, Brooklyn, der *New York Times* (Ausgabe vom 21. November 2014), „habe ich zum ersten Mal in meinem Leben gehört, als ich schon Senior (College Mittelstufe) am Staten Island College war. Ich schämte mich und dachte, ich wäre für einen College-Abschluss ungeeignet.“ 2011 gründete er eine Institution, die nun mit dem Bildungs-Department des Staates New York darum kämpft, den an sich vorgeschriebenen Anteil an „profaner“ Erziehung auch in

Privatschulen durchzusetzen und abzusichern. In den rund 250 jüdischen Privatschulen, vor allem in den chassidischen, ist das Erlernen der englischen Sprache, des lateinischen Alphabets und der Grundrechenarten nicht selbstverständlich, sondern eine lästige Marginalie, der keinerlei Bedeutung zugemessen wird. Bezüglich eines entsprechenden Anteils an „Gojim Naches“ (Schreiben und Rechnen) im Unterricht selbst in chassidischen Schulen läuft zurzeit sogar ein Prozess gegen den Staat New York.

Für die Menschen „zu Hause“, in Borough Park, gehört Naftuli Moster nunmehr zu den Abtrünnigen, zu den Verrätern. Manche sprechen von ihm als „der Goi“, weil er inzwischen bequeme Pullover und normale Hemden trägt. Aber es finden sich immer mehr, die sein Anliegen unterstützen, sogar aus orthodox chassidischen Kreisen. Noch gehört das Addieren von natürlichen Zahlen unter 20 vielfach zu den Geheimnissen der Welt. Und Wörter wie „Molekül“ oder „Browser“ garantiert auch, denn ein „Browser“ ist nicht einer, der sich braust.

Elimelech Ehrlich aus Jerusalem dagegen ist in diese Geheimnisse sehr wohl eingeweiht: Der Umgang mit Zahlen ist eine Fähigkeit, die ein Schnorrer mit sich bringen muss, auch wenn sich die Additionseinheiten vielleicht nur in Nennwerten von Dollarscheinen (1, 5, 10, 20, 50, 100) widerspiegeln. Die Zahlen 0 – 9 sind schließlich wichtig, um den Code für den Wi-Fi-Kreditkartenleser richtig einzugeben. nu



Lessing
zeigt Lessing

★
Jüdisches
Museum
Wien
Judenplatz

ein museum der wienholding

29. April bis
6. Sept. 2015

Judenplatz 8, Wien 1
So – Do 10 – 18 Uhr, Fr 10 – 17 Uhr
www.jmw.at

WIEN KULTUR BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH

Hava Nagila – vom Stetl zum Youtube-Hit

Ein trüber Tag in Amsterdam, man sitzt im Hotelzimmer, dreht den Fernseher auf und befindet sich plötzlich in einer wunderbar heiteren Welt. René Wachtel ist zufällig auf die Dokumentation „Hava Nagila“ gestoßen und war fasziniert.

Vor kurzem saß ich in einem Hotel in Amsterdam, zappte durch die TV-Kanäle und blieb bei einer Dokumentation mit dem Titel *Hava Nagila* hängen. Zuerst war ich noch zögerlich, denn was konnte ich von einem solchen Film noch erfahren, wo ich doch das gleichnamige Lied in- und auswendig kenne. Zunehmend aber belehrte mich der Film der US-amerikanischen Filmemacherinnen Roberta Grossman und Sophie Sartain eines Besseren. Die beiden hatten sich auf die Suche nach dem Grund für den Erfolg von Hava Nagila gemacht. Gelungen ist ihnen ein so genialer und kurzweiliger Film, das über ihn zu berichten lohnt.

Die beiden starteten auf den Straßen von New York und L.A. mit der einfachen Frage: „Was ist Hava Nagila?“ Und sie be-

kamen die unterschiedlichsten Antworten: „Keine Ahnung!“ – „Das ist doch etwas Jüdisches!“ – „Wie Bagel?!“ – „Ja, das ist doch der Bar-Mizwa-Song?“

Für uns alle, die Juden sind oder dem Judentum nahestehen, gehört dieses Lied zu jeder guten jüdischen Feier. Aber das Lied ist mehr, wie sich im Film herausstellte. Es ist ein Lied mit einer einzigartigen Story, ein Lied, das in den Stetln Galiziens (Polen, Russland, Ukraine) entstanden ist und auf der ganzen Welt, in vielen Kulturen, als Synonym für die Lebensfreude der Juden angesehen wird. Und es hat weltweit immer wieder neue und moderne Interpretationen erfahren.

„Lasst uns glücklich sein“

Entstanden ist es ursprünglich als wortloser chassidischer Niggun, was so viel wie Melodie bedeutet, und wurde erst später, in den Zeiten der englischen Besatzung in Palästina, von Abraham Zvi Idelsohn und Moshe Nathanson mit dem bekannten Text versehen. Die Worte sind simpel: „Lasst uns glücklich sein, lasst uns singen und fröhlich sein – mit einem glücklichen Herzen!“

Aus dem einfachen Lied mit seiner fröhlichen Botschaft ist ein Ohrwurm mit einer spannenden Biografie geworden – und heute ein absoluter Youtube-Star. Wenn man dort „Hava Nagila“ eingibt, erhält man rund 212.000 Ergebnisse. Es fin-

den sich Interpretationen vom Chor der Roten Armee über André Rieu bis hin zu Versionen als Techno-Song, Dance oder auch Bollywood-Varianten. Ivan Rebroff hat den Song interpretiert, Bob Dylan, Elvis Presley, Dalida. Einer der bekanntesten Interpreten war Harry Belafonte, der König des Calypso-Songs, der im Film auch interviewt wird. Für ihn enthält Hava Nagila eine schöne Botschaft von Freude, Hoffnung und Frieden: „A deep message of joy, hope and peace!“ Die Filmemacherinnen interviewten auch Connie Francis, die das Lied ebenfalls aufgenommen hat. Das mag überraschen, aber mehr noch die Tatsache, dass ihre Interpretation die bis heute meistverkaufte Plattenaufnahme von Hava Nagila ist. Im Film wird sie gefragt, ob sie das Lied gesungen habe, weil sie jüdisch sei. Ihre Antwort: „Nein, ich nicht, aber mein damaliger Manager war jüdisch!“

Auch der Country-Sänger und Gitarrist Glen Campbell hat das Lied interpretiert, es war die B-Seite seines Oscar-nominierten Songs für den Film *True Grit*.

In der Dokumentation sieht man Film-ausschnitte mit den Simpsons, aus der Muppet-Show und auch aus Bollywood. Man erfährt darüber hinaus, dass der Song für die Hippie-Generation der 1960er-Jahre in den USA von großer Bedeutung war. Es symbolisierte Offenheit und Freude. Und für viele Juden in der ehemaligen Sowjetunion war es ein Lied der Freiheit und ihr einziger Bezug zu Israel.

So begegnete mir in Amsterdam per Zufall ein Film, der mich fröhlich stimmte, ein Film, der das Phänomen des Liedes Hava Nagila zeigt, seine weltweite Bedeutung und wie es auf der ganzen Welt Musiker immer wieder animiert hat, ihre eigene Versionen zu entwickeln. Hava Nagila steht tatsächlich und immer wieder für „Lasst uns glücklich sein, lasst uns singen!“

nu

Hochzeits-Hora



© HAVA NAGILA FILM

Mehr Informationen über den Film:
<http://www.havanagilamovie.com/>

Europa ist überall.

LOWE G&K

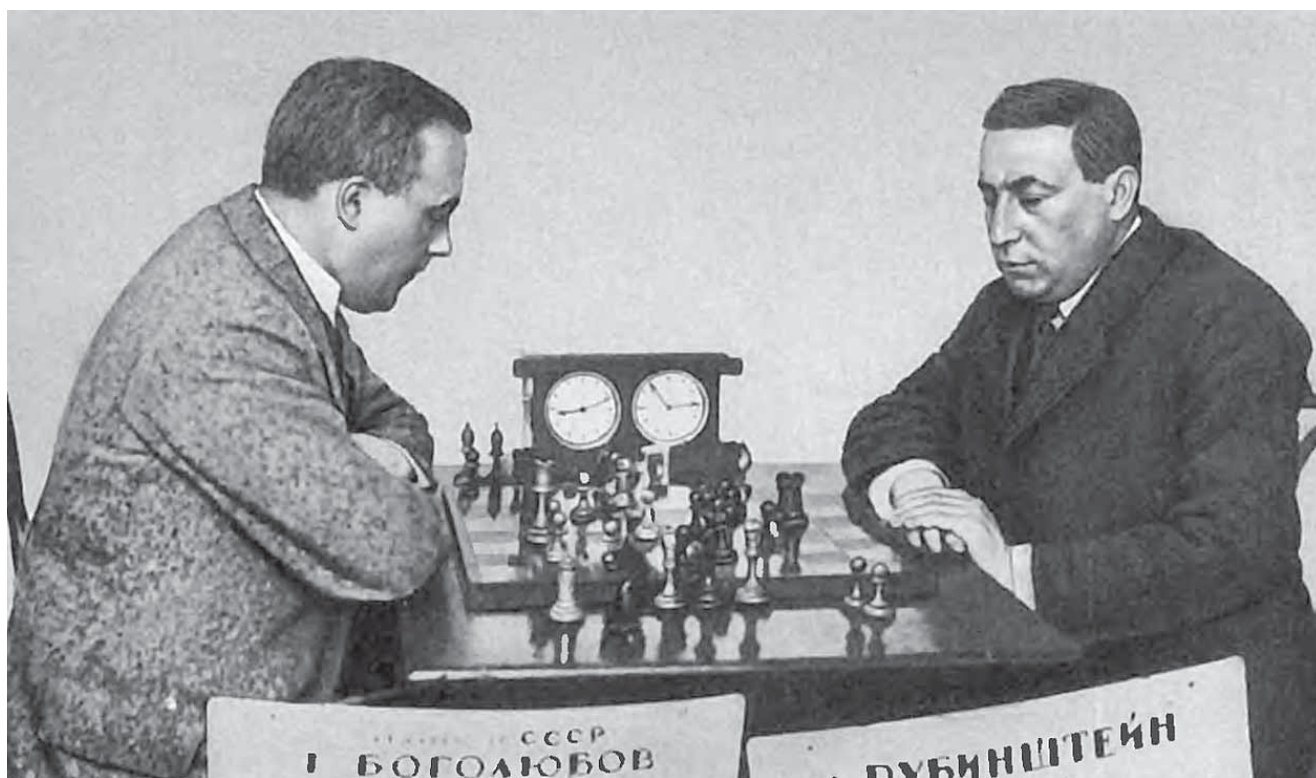
Österreich

Zusammenhänge
verstehen.

Welt

wienerzeitung.at





Efim Bogoljubow und Akiba Rubinstein, Moskau 1925

© WIKIMEDIA COMMONS

Schach als reine Idee oder: Der ewige Kandidat

Akiba Rubinstein zählte in den 1910er- und 1920er-Jahren zu den weltweit stärksten Spielern und galt als Endspiel-Spezialist.

VON ANATOL VITOUCH

Das Schachspiel lebt nicht zuletzt von seinen Legenden. Einer der beliebtesten zufolge soll Akiba Rubinstein einem anderen Schachmeister auf einer Bahnfahrt eine merkwürdige Geschichte erzählt haben: Er, Rubinstein, habe zunehmende Konzentrationsprobleme, weil ihn seit Jahren eine Fliege von Turnier zu Turnier verfolge. Sobald er versuche, tiefer in die Geheimnisse einer Stellung einzudringen, setze sich die Fliege auf seine Stirn und mache ungestörtes Nachdenken unmöglich.

Akiba Kiwelowicz Rubinstein wird 1882 in eine arme jüdische Familie im Dorf Stawiski, 70 Kilometer von Warschau entfernt, hineingeboren. Akibas Vater stirbt wenige Wochen vor seiner Geburt. Und auch zwölf der dreizehn Geschwister Rubinsteins sterben bereits im Kindesalter an Tuberkulose. Wie seine männlichen Vorfahren soll Rubinstein Schriftgelehrter werden. Aber aus Angst, er könnte sich wie seine Geschwister mit Tuberkulose infizieren, schickt die Mutter ihn zunächst nicht zur Jeschiwa.

In den 1920er-Jahren wird Rubinstein immer verschrobener, spricht auf Turnieren wochenlang zu niemandem ein Wort und kommt nur ans Brett, um jene Züge auszuführen, die er vorher in einer Ecke des Turniersaals im Stillen ergrübelt hat.

Die so gewonnene Freizeit nützt der junge Rubinstein häufig zum Schachspiel, das er im Cheder, in einer traditionellen, religiös geprägten Schule, erlernt hat. Während sein Stiefbruder ein angesehener Thoraforscher wird, steigt Rubinstein rasch zum besten Spieler der Region auf. Er übersiedelt nach Łódź, wo er bei Hersz Salwe, dem damals stärksten polnischen Spieler, in die Lehre geht und ihn alsbald überflügelt.

Rubinsteins Weg zum „Luftmenschen“, der sich mit Preisgeldern aus Schachturnieren über Wasser halten wird, ist damit bereits vorgezeichnet. Aber auch wenn seine Entscheidung für das Spiel – wie bei vielen jüdischen Meistern – eine Entscheidung gegen die vorgesehene Laufbahn als Schriftgelehrter bedeutet, sollte der geistige Zusammenhang dieser beiden Welten nicht unterschätzt werden:

„Es überrascht nicht, dass die Talmudexegese häufig mit einem Schachspiel verglichen wurde und dass die bedeutende Rolle, die Juden zu aller Zeit in der Geschichte des Schachspiels gespielt haben, häufig auf die Schulung des spekulativen Geistes am Text des Gesetzes zurückgeführt wurde. (...) Die Texte folgen nicht linear aufeinander, sondern halten einander in Schach, sodass der Lesende zum Schachspieler wird, der in ‚heilig ernstem Spiel‘ die unzähligen Varianten des Textes prüft und sie danach in Streitgesprächen mit anderen erprobt; die Exegese selbst erscheint als kombinatorisches Spiel mit Figuren aus Schriftzeichen.“

So schreibt der österreichische Kulturforscher und Schachhistoriker Ernst Strouhal in seinem 1996 erschienenen, wunderbar zu lesenden Großwerk *acht x acht. Zur Kunst des Schachspiels* (Springer-Verlag), in dem er die Geschichte des Schachs entlang einer Partie Rubinsteins gegen den Wiener Meister Ernst Grünfeld erzählt und diesem damit ein literarisches Denkmal setzt.

Tragischer Held

21-jährig entscheidet Rubinstein sich endgültig für ein Leben als Schachprofi, das nach seinem Plan aus 300 Tagen Stu-

dium, 60 Tagen Turnierpartien und fünf Tagen Erholung pro Jahr bestehen soll. Diesem ehrgeizigen Plan dürfte er so oder so ähnlich gefolgt sein, denn bereits 1909, also mit 27 Jahren, gehört Rubinstein zu den seriösen Anwärtern auf einen WM-Kampf gegen den amtierenden Weltmeister Emanuel Lasker.

Rubinsteins Stil ist zu diesem Zeitpunkt in der Schachwelt bereits ebenso bekannt wie gefürchtet. Unter Vermeidung taktischer Scharmützel zwingt er auch stärksten Gegnern seine glasklaren strategischen Pläne auf, deren Früchte er häufig in nur scheinbar harmlosen Endspielen erntet. Rubinsteins beste Partien sind asketische Meisterwerke der Vernunft, in denen der Zufall ausgeschaltet scheint und die reine positionelle Idee triumphiert.

Trotz dieses frühen, beeindruckenden Aufstiegs bleibt Rubinstein ein Kampf um die Weltmeisterschaft sein Leben lang verwehrt. Erst kann er die nötige Wettkampfbörse nicht aufbringen, dann zielt Weltmeister Lasker sich so lange, bis Rubinstein die Nerven verliert und 1914 im bedeutenden Turnier zu St. Petersburg nicht einmal unter die besten fünf Spieler kommt. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs bedeutet einen weiteren Aufschub für Rubinsteins Hoffnungen.

Nach Kriegsende steht dann plötzlich eine neue Generation junger Meister in den Startlöchern, die Rubinstein überflügeln: Capablanca heißt der nächste Weltmeister, der übernächste Aljechin. Akiba Rubinstein wird zum tragischen Helden, zum ersten Mitglied jenes fiktiven Clubs, dem all jene großen Meister angehören, die zu ihrer Zeit die stärksten Spieler der Welt waren, ohne je Weltmeister zu werden.

Der Rest ist Agonie. In den 1920er-Jahren wird Rubinstein immer verschrobener, spricht auf Turnieren wochenlang zu niemandem ein Wort und kommt nur ans Brett, um jene Züge auszuführen, die er vorher in einer Ecke des Turniersaals im Stillen ergrübelt hat. Es ist dies wohl ein Versuch, dem störenden Einfluss der Fliege zu entkommen.

1931 beendet Rubinstein seine Karriere offiziell. Seine beiden Söhne erinnern sich an einen Vater, der dem Schachspiel der Kinder schweigend beiwohnt und bei groben Fehlern das Zimmer verlässt. Den Zweiten Weltkrieg überlebt Rubinstein in einer Nervenklinik in Belgien. Er stirbt 1961 in einem jüdischen Altersheim in Antwerpen. Partiefragmente wie Rubinsteins folgendes berühmtes Bauernendspiel dürfen allerdings – im Kosmos des Schachs – als unsterblich bezeichnet werden. nu



Cohn – Rubinstein, St. Petersburg 1909:

Das Endspiel scheint fast gleich zu stehen, Weiß hat nur eine kleine Schwäche in Form des doppelten f-Bauern zu beklagen. Mit einem Königsmarsch, gefolgt vom Aufzug der Bauernphalanx, demonstriert Rubinstein jedoch, dass die Stellung für Schwarz bereits gewonnen ist. Wie geht's?

Auflösung NU Nr. 58: Mit 1. Txb7!! zertrümmerte Judit die Königsfestung ihres Gegners. Nach 1... Txb7 2. Dxb7+ Kf8 3. De8+ gab Polgars Gegner auf. Er würde nach 3... Kg7 4. Txb7+ Kxh7 5. Th1+ Kg7 6. Sf5# matt gesetzt. Auch nach 1... Kxh7 2. Th1+ Kg8 3. Dxb7+ Kf8 4. Th8+ Ke7 5. Dg5+ ereilt den schwarzen König bald dasselbe Schicksal.



Der den Opfern Seele gibt

Wer würde sich nicht wünschen, mit dem weltberühmten Tenor Neil Shicoff auf der Bühne zu stehen? Wir von NU hatten das Vergnügen, wenn auch nur auf einer Probebühne der Volksoper Wien und ohne Publikum. Shicoff hat mit NU über sein Judentum, seine Rollen, insbesondere jene des Eléazar in der Oper „La Juive“ (Die Jüdin) und über seine Erfahrungen mit Wien gesprochen.

VON PETER MENASSE UND IDA SALAMON (INTERVIEW)
MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

NU: Auf Ihrer Homepage schreiben Sie, dass Ihr Charakter eine Menge dunkler Seiten hätte. Was können wir uns darunter vorstellen?

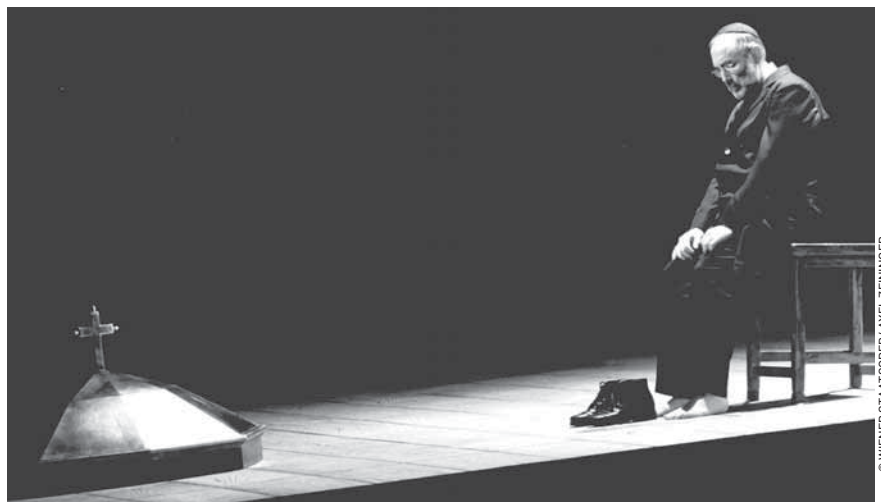
Neil Shicoff: Sie müssen mich nur in der Titelrolle von *Hoffmanns Erzählungen* erleben. Hoffmann ist ein Mensch, der die Herausforderungen seines Erfolgs und seines Talents nur schwer akzeptieren kann. Für mich war es auch schwierig, mit meinen eigenen Begabungen umzugehen. Das ging so weit, dass ich zwar bereits mit 27 Jahren an der Met gesungen habe und mit 28 hoch geschätzt war, aber ich konnte meine eigenen Talente nicht akzeptieren und es brauchte Jahre, bis ich verstand, über was ich da verfüge.

Eine Ihrer bedeutendsten Rollen ist die des Eléazar in *La Juive*. Diese Oper aus den 1830er-Jahren handelt von Intoleranz und Verfolgung. Sie hätte auch als Folge der Shoah oder heute in Zeiten des Terrors geschrieben werden können. Kann es sein, dass die Menschen sich nicht ändern?

Es scheint so, als lernten wir nichts aus der Vergangenheit. Wir wiederholen ständig, was unsere Vorväter durchlebt haben. Die heutige Welt ist chaotisch, und das an vielen Fronten. Die Verantwortlichen der USA waren nicht in der Lage, die iranische Atombombe zu verhindern. Es wird sie bald geben. Und diese Bombe ist definitiv eine reale Bedrohung für Israel. Es gab republikanische und demokratische Präsidenten, die allesamt diesen Prozess nicht aufhalten konnten. Wir gehen in unserer Welt wieder einmal unheilvollen Zeiten entgegen. Im Zweiten Weltkrieg wurden sechs Millionen Juden ermordet und dazu zwanzig Millionen Russen. Dieses Mal wird es noch schrecklicher werden. Die Nuklearwaffen haben das Potenzial, noch viel mehr Menschen auszulöschen. Die Welt scheint wirklich verloren zu sein.

Sie identifizieren sich aber doch weiterhin mit der Rolle. Welche Botschaft wollen Sie da bringen?

La Juive handelt von der Intoleranz, den Vorurteilen und der Unfähigkeit beider Seiten, die jeweils andere zu verstehen oder wahrzunehmen. Ich will Ihnen eine Geschichte zu *La Juive* erzählen, nicht jene der Oper, sondern eine meiner eigenen Geschichten mit dem Werk. Ich wurde von Gerard Mortier, den ich als intellektuellen und klugen Intendanten schätzte, eingeladen, in Paris zu singen. Bereits sein Vorgänger hatte die Oper angesetzt und Mortier fürchtete kurzzeitig, aus Kostengründen die Oper nur konzertant aufführen lassen zu können, wofür ich nicht zur Verfügung gestanden wäre. Wir stimmten überein, dass diese Oper nicht konzertant und somit „unpolitisch“ auf die Bühne gebracht werden konnte. Regisseur der Inszenierung in Paris war der Intendant der Amsterdamer Oper, Pierre Audi. Im Gespräch mit Audi über die tatsächliche politische Dimension der Oper merkte ich an, dass man den Text ändern und aus dem Juden Eléazar einen Palästinenser machen könnte, der Rachel davon



Neil Shicoff als Eléazar in *La Juive* an der Staatsoper (der vierte Akt)

überzeugt, dass sie zur Selbstmord-Attentäterin wird. So würde man die andere Seite der Geschichte verstehen. Rachel würde am Ende sterben, sie hätte keine andere Chance. So, wie sie es im Original als Jüdin auch tut.

Hier in Wien ist das Publikum sehr sensibilisiert, was die geschichtlichen Zusammenhänge betrifft. Ich war mir im Klaren darüber, dass es mein Ziel sein muss, das Publikum noch mehr davon zu überzeugen, dass wir *alle* verlieren, wenn wir in Vorurteilen verharren. Wenn wir nicht verstehen und akzeptieren können, dass es unterschiedliche Lebensstile und Annäherungen an Gott gibt, oder an was immer man glaubt, werden wir die Geschichte immer aufs Neue wiederholen.

Als ich die Produktion an der Metropolitan Opera in New York machte, war ich mit Shoah-Überlebenden im Publikum konfrontiert. Nach der Vorstellung sagte einer von ihnen zu mir: „Sie wissen nicht, wie ich mich gefühlt habe, als ich Ihnen zuschaute, wie Sie im vierten Akt Ihre Jacke, die Weste und die Schuhe ausgezogen haben. Es hat mich enorm bewegt.“

Bei den Proben für die Produktion an der Staatsoper hat sich Günter Krämer bis wenige Tage vor der Generalprobe bedeckt gehalten, wie er die Arie im vierten Akt anlegen würde. Er hatte

zu großen Respekt vor der Geschichte meiner Familie und deshalb bis zuletzt gewartet, mich mit dem zu konfrontieren, was klar eine Holocaust-Szene ist. Der vierte Akt ist unvergleichlich in seiner Emotionalität.

Wie hat Sie das beim Spiel beeinflusst? Waren Sie emotional bewegt?

Ich bin normalerweise ein äußerst nervöser Darsteller, das ist kein Geheimnis. Am Nachmittag, vier Stunden vor der Aufführung, öffnete ich mein Herz und wünschte mir, dass die Seelen, die so viel gelitten haben, durch mich singen würden. Ich war nicht so nervös, wie ich es sonst bin. Ich spürte, dass sie mich benutzten, um aus mir zu sprechen. Ich war sehr berührt, dass ich diese Rolle fand – und dass sie mich gefunden hatte, dass die Opfer in dieser esoterischen Weise sich durch meine Stimme hörbar machen konnten. Eléazar ist auch meine Großmutter, die ihre Verwandten im Holocaust verloren hat. Ich sehe sie und die Bilder, mit denen ich aufgewachsen bin.

Ihr Vater war Kantor. Wurden Sie jüdisch und religiös erzogen?

Mein Vater war Kantor und sein Vater ebenfalls. Ich wurde konservativ erzogen. Zu den Feiertagen habe ich meinen Vater immer in die Synagoge

„Wenn ich heute Schüler unterrichte, frage ich sie stets: ‚Was ist deine Botschaft? Deine Technik ist nur die eine Seite, deine Botschaft ist hier in deinem Herzen. Und die beiden gehören zusammen, sonst wird es nichts.‘“

begleitet. Ich beobachtete ihn, wenn er sang, das Pathos, die Töne, diese Fähigkeit, die Botschaft zu vermitteln, und vielleicht kommt das Klangbild in meiner Stimme auch von daher, trägt eine Botschaft in sich, so wie er seine nach außen trug.

Wenn ich heute Schüler unterrichte, frage ich sie stets: „Was ist deine Botschaft? Deine Technik ist nur die eine Seite, deine Botschaft ist hier in deinem Herzen. Und die beiden gehören zusammen, sonst wird es nichts.“

In Venedig bekam ich für den Eléazar zwar sehr gute Beurteilungen meiner Darstellung, aber die Medien kritisierten, dass die berühmte Arie, von mir gesungen, wie ein jüdisches Lied geklungen habe. Das hat die Rezensenten befremdet. Dabei ist es genau das, was mich in dieser Oper ausmacht und was durch mich zum Ausdruck kommt.

Woher kam Ihre Familie?

Meine Großeltern kamen aus der Ukraine und aus Polen, sie waren sehr prägend für mich. Meine Eltern waren dann schon die erste Generation in den USA. Meine Mutter sprach aber bis zu ihrem Schuleintritt noch ausschließlich Jiddisch. Meine jüdische Identität und auch Israel sind mir sehr wichtig. Ich wünschte, dass es in der Region Frieden geben könnte und bin gleichzeitig sehr besorgt, weil ich keine posi-

tiven Entwicklungen erkennen kann. Es ist eine sehr verzwickte Lage.

Können Sie uns ein wenig von der Atmosphäre im Brooklyn Ihrer Jugend erzählen?

Ich wurde in einer Mittelklassefamilie aufgezogen, weder arm noch reich. Ich wuchs mit vielen Verwandten rund um mich auf, Großeltern, Cousins und Cousinen, Tanten und Onkeln. Ich war ein recht wildes Kind, sehr zur Sorge meiner Großmutter, die mich stets zügeln wollte, weil sie Angst um mich hatte. Wann immer einer von uns nicht zu Hause war, wurde meine Großmutter unglaublich nervös und ängstlich. Zu viele ihrer Verwandten waren nicht mehr nach Hause gekommen; das hat sie ihr Leben lang nicht losgelassen.

Mein Vater hat mir vieles gegeben. Er begann mich zu unterrichten, als ich fünfzehn war. Er hatte das Potenzial meiner Stimme erkannt. Ich ging zu dieser Zeit zu jedem Spiel der New Yorker Mets, unserer Baseball-Mannschaft, und feuerte die Spieler dort so vehement an, dass ich am Ende jedes Mal komplett stimmlos war. Mein Vater knüpfte daher den Unterricht durch ihn an die Bedingung, auf die Baseball-Spiele zu verzichten. Es war so großzügig von ihm, mir alles weiterzugeben, was er konnte und wusste. Ich versu-

che heute, meinen Studenten auch viel von mir mitzugeben.

Im Jahr 2005 sagten Sie in einem Interview, Sie hätten noch weitere 15 Jahre für das Singen. Wie denken Sie jetzt, zehn Jahre später, darüber?

Heuer feiere ich mein vierzigstes Jahr auf der Bühne. Was die Zukunft sicher bringen wird, ist ein noch stärkeres Engagement als Lehrer. Ich habe vor ungefähr sieben Jahren begonnen, Sänger zu unterrichten. Das macht mir sehr große Freude.

Was die unmittelbare Zukunft betrifft, so werde ich als Nächstes am Bolshoi Theater unterrichten, im Mai am Central Conservatory in Peking, im Sommer dann, wie schon in den vergangenen Jahren, in Santa Fé, New Mexico.

Wie wird das Programm für das Galakonzert in der Wiener Staatsoper zu Ihrem 40. Bühnenjubiläum ausschauen?

Es beginnt mit *Hoffmanns Erzählungen*, dann folgt *Pique Dame*. Nach der Pause geht es weiter mit dem vierten Akt von *La Juive* und dann kommt der Schlussakt von *Carmen*. Das wird ein sehr ambitionierter Abend.

Was bedeutet das Wiener Publikum für Sie?

Am Anfang meines Wien-Aufenthalts

„Hier in Wien ist das Publikum sehr sensibilisiert, was die geschichtlichen Zusammenhänge betrifft.“



„Wenn ich auf der Bühne stehe, möchte ich meinem Publikum verständlich machen, dass Intoleranz nicht nur die Juden trifft, sondern die Menschen im Allgemeinen. Sie ist ein Angriff gegen die Menschlichkeit.“

stand im Besonderen die Unterstützung durch Ioan Holender. Es begann also mit der Unterstützung des Hauses und setzte sich fort mit der des Publikums. Ich muss ehrlich zugeben, dass nicht alle meine Vorstellungen auf demselben hohen Niveau waren. Ich hatte sehr viele gute Abende, aber dann auch das ein oder andere Mal weniger gute. Das Publikum hat mich aber immer außerordentlich unterstützt.

Zum Beispiel war ich einmal bei *La Juive* nicht in Form. Ich hatte Freunde aus New York da, wir hatten eine gute Zeit und ich ging dann in die Oper mit der sicheren Gewissheit, dass alles in Ordnung sei. Während der großen Arie brach plötzlich meine Stimme. Ich reagierte instinktiv, indem ich meine Handflächen zum Publikum wandte, das sich daraufhin vollkommen still verhielt. Ich begann nochmals und dasselbe geschah wieder. Ich dachte bei mir: „Lieber Gott, lass das hier nicht so enden.“ Das Publikum, immer noch vollkommen still, stützte mich, es hielt mich förmlich in seinen Händen und trug mich. Ich setzte erneut an und es gelang. Es war nicht mein höchstes Können, aber der Ton war wieder da. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob es Applaus gegeben hat, aber ich bestand die Herausforderung und schaffte es.

Haben Sie mit dem Gedanken gespielt, die Rolle nicht mehr zu singen?

Holender war auch in der Vorstellung. (*Stutzt*). Interessant, wie viel ich heute über ihn rede. Die Wahrheit ist, dass wir unsere „ups and downs“ hatten, aber als Sänger hat mich niemand so unterstützt wie Ioan, er gab mir acht Neuproduktionen. Es gab sie, die verschiedenen Phasen in dieser Beziehung, in meiner Arbeit als Sänger aber war er immer hilfreich.

Holender rief mich am Tag nach dieser *La Juive*-Vorstellung an und wollte wissen, ob das nun bedeute, dass ich den Eléazar nicht mehr singen würde. Meine Antwort war: „Nein, ich werde kämpfen, dieses Stück wird nicht aus meinem Repertoire verschwinden.“

Sie haben es geschafft, weil Sie es sofort und mehrfach nochmals versucht haben.

Ja, aber das hatte nicht nur mit meiner Arbeit zu tun, sondern auch mit meinem Leben, mit meinem Bedürfnis, Herausforderungen anzunehmen – aber auch mit der Überzeugung, dass diese Oper eine Botschaft in sich trägt, die uns alle erreichen soll.

Während der Pressekonferenz vor der Premiere in Wien wurde ich gefragt: „Wie geht es dir damit, dass du da in der Oper sitzt, wo du in der nächsten Woche ein Stück über Juden singen wirst und weißt, dass vor diesem Haus Juden 1938 den Gehsteig mit Zahnbürsten reinigen mussten?“ – Ich sage, es geht in diesem Werk um die Menschlichkeit. Vorurteile gibt es nicht nur zwischen Nicht-Juden und Juden, sondern auch zwischen Juden, Christen, Moslems und anderen. Es geht um Menschen, die nicht in der Lage sind, aus der Geschichte zu lernen. Wenn ich auf der Bühne stehe, möchte ich meinem Publikum verständlich machen, dass Intoleranz nicht nur die Juden trifft, sondern die Menschen im Allgemeinen. Sie ist ein Angriff gegen die Menschlichkeit.

Sind Sie heute noch bitter wegen der Entscheidung der früheren Kulturministerin Claudia Schmied, Sie nicht zum Operndirektor zu machen?

Wir sollten nicht bedauernd verharren, sondern nach vorne blicken. Ich habe aus dieser Sache viel gelernt und wurde stärker. Es war das für mich zweifelsfrei eine Zeit der Herausforderung, die ich aber auch nicht aus meinem Leben löschen wollte. Solche Erfahrungen sind hilfreich, um die eigene Persönlichkeit weiterzuentwickeln.

Ich wurde einmal gefragt, ob ich glaube, dass ich deshalb nicht Direktor der Staatsoper wurde, weil ich Jude bin. Das versetzte mir einen Schock, und meine sofortige Antwort war ein sicheres Nein. Ich weiß um die Geschichte hier, aber ich lebe in der Gegenwart. Wien ist eine der Schlüsselstädte meiner Karriere. Auch wenn ich auf der Bühne stehe und die Spannung im Saal

spüre, befinde ich mich im Hier und Jetzt.

Gibt es etwas, das Sie uns noch mitgeben wollen?

Wir führen unser Gespräch hier in der Volksoper. Ich möchte Ihnen sagen, wie wichtig dieses Haus für mich ist. Robert Meyer ist mit mir, dem fragilen, übersensiblen, schwierigen Sänger wunderbar umgegangen. Ich habe hohen Respekt vor ihm. Die Staatsoper ist mein Haupthaus, aber ich wurde auch hier wunderbar auf- und angenommen. Ich habe also das Glück, in zwei Opernhäusern der Stadt zu Hause sein zu dürfen.

Und noch etwas zum Schluss: Ich freue mich, dass wir dieses Gespräch geführt haben. Ich habe so eine Art von Interview noch nie gemacht und niemals so viel und offen über mein Judentum gesprochen. nu

Neil Shicoff wurde 1949 in New York geboren. Er studierte bei seinem Vater Sidney Shicoff und an der Juilliard School of Music. Seinen ersten öffentlichen Auftritt hatte Shicoff mit acht Jahren bei einer Hochzeit in jener Synagoge, in der sein Vater Chasan war. Sein professionelles Debüt gab er im Februar 1975 in Washington als Narraboth in *Salome* unter Julius Rudel. Er ist international als einer der hervorragendsten Tenöre unserer Zeit mit Auftritten in den bedeutendsten Opernhäusern der Welt anerkannt. Er hat folgende Operngesamtaufnahmen eingespielt: *La Juive*, *Hoffmanns Erzählungen*, *Eugen Onegin*, *Il tabarro*, *Carmen*, *Rigoletto*, *Aroldo*, *La traviata*, *Lucia di Lammermoor*, *Billy Budd*. Seit 1998 Kammersänger der Wiener Staatsoper, wurde er im Mai 2003 zu deren Ehrenmitglied ernannt. Er ist Träger des Österreichischen Ehrenkreuzes für Wissenschaft und Kunst I. Klasse, der Ehrenmedaille der Stadt Wien und des Goldenen Ehrenzeichens für Verdienste um das Land Wien. In Frankreich wurde er zum *Chevalier de L'Ordre des Arts et des Lettres* ernannt, 2011 erhielt er Russlands höchste Auszeichnung für darstellende Künstler, den *Golden Mask Award*. Im Februar 2014 gab Shicoff als Calaf in *Turandot* sein Debüt an der Volksoper Wien.

Im September erscheint im Berliner Parthas-Verlag seine Biografie *Meine Dämonen umarmend* – Neil Shicoff im Gespräch mit Johannes von Duisburg, mit einem Vorwort von Jürgen Flimm.

Am 3. Mai findet in der Wiener Staatsoper das Galakonzert *Neil Shicoff - 40 Jahre Bühne* statt.

Am 10. Mai tritt Neil Shicoff in der Volksoper Wien im Rahmen einer Benefizmatinee zugunsten der Initiative *NEIN ZU KRANK UND ARM* auf.



Nadav Guedj vertritt Israel beim ESC 2015

© RONEN AKERMAN

Das Ego eines kleinen Landes

Heuer wird der Songcontest in Israel ganz anders sein.

VON JACQUI BALL LICHT
ÜBERSETZUNG: KITTY WEINBERGER

In den letzten Jahren hat sich die israelische Öffentlichkeit an der Eurovision zunehmend desinteressiert gezeigt – so sehr, dass die schlechte Qualität der Lieder nicht mehr nur Ärger verursachte, sondern schon lächerlich war. Die Israelis genießen nahezu ihr Desinteresse, statt einfach abzdrehen. Dafür gibt es einige mögliche Gründe.

Da sich immer mehr Länder beteiligen, musste die Eurovision einen Ausscheidungsmodus mit einem Semifinale einführen. Aber das funktioniert einfach nicht, wenn dein Sänger nicht ins Finale kommt. Seit der Einführung des Semifinales 2004 hat es Israel sechsmal nicht geschafft, ins Finale zu kommen; letztes Jahr passierte das zum vierten Mal in Folge. Das war ein schwerer Schlag für das Ego eines kleinen Landes, das den Song-

contest in der Vergangenheit dreimal gewonnen hat (1978, 1979, 1998).

Eine andere Möglichkeit ist die Politik. Israelis glauben oft, dass die Abstimmung nicht nur das Talent der Sänger und Liederschreibers berücksichtigt, sondern dass auch Länderallianzen den Ausschlag geben. Obwohl die meisten Israelis ohne Weiteres die schlechte Qualität der israelischen Beiträge zugeben, glauben sie auch, dass viele Europäer gegen sie stimmen, egal wie die Lieder sind.

Trotzdem beschlossen die Organisatoren, dass es nun genug sei. Heuer wurde der Auswahlprozess mit dem populären Reality-Wettbewerb „Rising Star“ verknüpft. Dieser ist sehr ähnlich wie „American Idol“ oder „X Factor“, aber mit einem Publikum, das abstimmt. Heuer kämpften nach einem Vorsingen zwölf junge Künstler um die Chance, Israel beim Song Contest zu vertreten.

Das war ein kluger Schachzug, weil mit den hohen Quoten bei der Show schon ein Publikum für die Eurovision gewonnen wurde. Und wie oft bei Reality-Shows, wurde diesmal ein sehr junger Kandidat mit einer unglaublichen Stimme als Sieger gewählt. Der 16-Jährige setzte sich

gegen eine Reggae-Band und zwei talentierte Sängerinnen durch – und er bringt auch ein neues, lautes Teenager-Publikum, im Gegensatz zu den eher Älteren, die schon immer beim Songcontest zugeschaut haben.

Mit einem starken Kandidaten und einer neuen Anhängerschaft hat Israel heuer vielleicht tatsächlich eine Chance zu gewinnen, auf jeden Fall aber den Contest zu genießen.

Wenn wir über die Eurovision diskutieren, sollen wir dann auch über Politik diskutieren? Möglicherweise. Sollen wir die Relevanz von europäischer Einheit und von Nationalismus in Frage stellen, ohne zu diskutieren, was an den Ostgrenzen Europas (oder natürlich auch im Nahen Osten) passiert? Wahrscheinlich.

Aber vergessen wir nicht, dass der Eurovision Song Contest ein freudiger Wettstreit der Länder sein soll. Vergessen wir den Zynismus und genießen wir die Show. Lasst uns alle glauben, dass die Stimmen für die Qualität des Liedes und des Sängers abgegeben werden.

Wie Dana International sang, als sie 1998 den Song Contest gewann: Viva la Diva.

nu

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



Hommage an Mieczysław Weinberg

Gidon Kremer präsentiert gemeinsam mit seiner Kremerata Baltica und Solisten ein Porträt des Komponisten Mieczysław Weinberg und seiner Seelenverwandtschaft zu Dmitri Schostakowitsch.

Information und Karten
www.festwochen.at und +43 1 589 22 22

13. Juni, 15.30 und 19.30 Uhr
14. Juni, 11 und 19.30 Uhr

Musikverein Wien

50 % Reduktion beim Kauf von Karten für mindestens zwei Konzerte!

W
Wiener Festwochen

ERSTE
Bank

WIENER STÄDTISCHE
VERKEHRSMITTELVEREIN

WIENER
STÄDTISCHE
BANK

CASINOS AUSTRIA

Die Jazz-Baroness

Pannonica Rothschild, genannt Nica, das schwarze Schaf des englischen Zweigs der berühmten Bankiersdynastie, brach aus dem goldenen Käfig aus und landete auf Umwegen in der New Yorker Jazz-Szene der 1950er-Jahre, wo sie ihre Bestimmung und ihre Liebe fand.

VON HERBERT VOGLMAYR

„Ihre Geschichte ist unsere Geschichte.“

Sonny Rollins, Jazzmusiker

„Round Midnight“, eine dreiminütige Komposition des Jazzpianisten Thelonious Monk, reichte aus, um das Leben der Diplomategattin Pannonica de Koenigswarter, geborene Rothschild, Ende der 1940er-Jahre von Grund auf umzukrempeln – ein Initiationserlebnis der besonderen Art. Schon etwas vorher hatte sie das erste Mal „einen Ruf“ vernommen, als sie Duke Ellingtons Jazz-Suite „Black, Brown and Beige“ hörte. „Ich war in Mexiko, saß im diplomatischen Leben und dem ganzen Scheiß fest und hatte einen Freund aus der Musikszene. Er besorgte mir Platten, und ich besuchte ihn auf seiner Bude, um sie mir anzuhören. Bei mir zu Hause, in dieser Atmosphäre, wäre das nicht gegangen ... Als ich Ellington hörte, empfing ich die Botschaft, dass ich dort hingehörte, wo diese Musik gemacht wurde. Da war etwas, was ich einfach tun musste ... eine echte Berufung. Sehr seltsam.“ Bei dem Freund handelte es sich um den namhaften Jazzpianisten Teddy Wilson, einst Klavierlehrer ihres Bruders. Als er ihr dann Monks „Round Midnight“ vorspielte, war es vollends um sie geschehen: „Ich hatte noch nie etwas Ähnliches gehört. Ich muss das Stück zwanzig Mal hintereinander abgespielt haben. Verpas-



© ROTHSCHILD ARCHIVE, 1947

Nica Rothschild – Baroness, Bomberpilotin und Jeepfahrerin

ste meinen Flieger. Tatsächlich bin ich nie wieder nach Hause gefahren.“ Im Lauf der Jahre wurde daraus eine liebevoll ausgeschmückte Legende der Jazzfolklore, etwa so: „Kennst du die verrückte Baroness, die von einem Klavierstück verhext wurde?“ Das Ganze erinnert ein wenig an den englischen Dichter Philip Larkin, der über Sidney Bechet, eine andere Jazz-Größe, geschrieben hat: „Auf mich fällt deine Stimme, wie es die Liebe sollte: Wie ein gewaltiges Ja.“

Mäzenin und Muse

Die Dokumentarfilmerin Hannah Rothschild wollte ihre extravagante Großtante suchen und kennenlernen, stieß dabei aber auf erhebliche Schwierigkeiten, weil das schwarze Schaf in der auf Ansehen und Diskretion bedachten Familie totgeschwiegen wurde. Nun erzählt sie in dem Buch *Die Jazz-Baroness* von Nicas kurvenreichem Leben: von ihrer Kindheit in englischen Schlössern, ihrem Kampf gegen die Nazis bei den Freien Französischen Streit-

„Ich war in Mexiko, saß im diplomatischen Leben und dem ganzen Scheiß fest und hatte einen Freund aus der Musikszene. ... Als ich Ellington hörte, empfing ich die Botschaft, dass ich dort hingehörte, wo diese Musik gemacht wurde.“

kräften unter de Gaulle (als Bomberpilotin und Jeepfahlerin), ihrer Ehe mit Baron Jules de Koenigswarter, der einer jüdischen Familie mit österreichischen Wurzeln entstammte und als Diplomat tätig war, vom Bruch mit der Familie und dem Zurücklassen ihrer Kinder, schließlich von ihrem Leben als weiße Adelige unter schwarzen Genies in der kulturellen Blütezeit des verruchten Harlem. Sie wurde als Mäzenin und Muse zur Verbündeten im täglichen Lebenskampf der schwarzen Musiker, besorgte ihnen Auftritte und bezahlte ihre Arztrechnungen.

Die umfassend recherchierte Biografie ist in einem angenehm leichten Ton geschrieben, liefert immer wieder atmosphärisch dichte Beschreibungen der klassischen Epoche des Bebop-Jazz, erzählt aber auch vom Aufstieg und Niedergang der Rothschild-Dynastie und ist nicht zuletzt eine Verbeugung vor einer bedingungslos Liebenden und die Erinnerung an ihr aufregendes Leben. Die *Jazz-Baroness* ist faszinierender Lesestoff, auch für jene, die an Jazz wenig interessiert sind.

Als Nica in den Big Apple kam, brach in der Metropole des Jazz gerade der Bebop mit seinen dissonanten, anarchischen, explosiven Phrasen los: die Musiker zersplitterten die Töne in tausend Stücke, spielten die Noten mitten in der Melodie rückwärts, scherten sich einen Dreck um musikalische Konventionen und warfen die Akkordstrukturen des traditionellen Jazz über den Haufen. Darüber hinaus gab diese Musik einer Generation von Afroamerikanern eine Stimme in ihrem Kampf um Freiheit und Gleichheit. Sie waren mit der US-Army in den Krieg gezogen, um europäische Länder vom Faschismus zu befreien, und kamen zurück in eine rassistische Gesellschaft, in der es ihnen verboten war, die Restaurants, in denen sie auftraten, durch die Vordertür zu betreten, oder in den Hotels zu schlafen, auf deren Podien sie musizierten.

Die betörend-verstörende Musik Monks, in die sich Nica verliebt hatte – eine lyrisch-dissonante, spannungsgeladene Ballade von überirdischer Melancholie – war wohl auch ein Spiegel-

bild ihrer Stimmung nach dem Scheitern ihrer unerfüllten Ehe und dem Bruch mit den Adelskonventionen ihrer Familie. Sie fuhr in ihrem Rolls Royce und später in ihrem weißen Bentley-Cabrio (der bald als „Bebop-Bentley“ bekannt werden sollte) zu den Jazzclubs, um in diese Musik einzutauchen und nach Monk zu suchen, der unter Kennern als Hohepriester des Modern Jazz galt. Er hatte die harmonischen Möglichkeiten geschaffen, die Musiker wie Charlie Parker, Dizzy Gillespie und Miles Davis aus dem Korsett des traditionellen Jazz befreiten. (Davis: „Ich habe von Monk mehr gelernt als von irgendjemand anderem.“) Während Gillespie und Parker immer mehr Anerkennung bekamen, verlor Monk nach einer Drogenrazzia (1951) für mehrere Jahre seine Arbeitserlaubnis, die sogenannte Cabaret Card, er konnte nicht mehr arbeiten und war pleite, sodass er praktisch wie ein Gefangener in seiner winzigen Wohnung lebte. Diese „Unjahre“ („unyears“, so nannte er diese unproduktive Zeit) verbrachte er hauptsächlich damit, auf dem Rücken liegend ein Bild von Billie Holiday zu betrachten, das er an die Zimmerdecke über seinem Bett geheftet hatte.

Nica musste nach Paris fliegen, um Monk zu hören, wo er 1954 auftrat. Bei diesem Konzert wurde sie ihm vorgestellt und widmete ihm von da an bis zu seinem Tod 1982 ihr Leben und ihre Liebe. Sie war ganz auf Monk, seine Musik und sein chaotisches Leben ausgerichtet, auch als der an Depressionen und anderen Krankheiten leidende Monk oft tagelang schweigend im Bett lag und als Musiker längst verstummt war.

Nicas Asche und der Hudson River

Als die Saxofon-Legende Charlie Parker nach einer beeindruckenden Musik- und einer bedrückenden Drogenkarriere verarmt und krank an die Tür ihrer Suite im Stanhope Hotel in Manhattan klopfte, ließ sie ihn ein und holte einen Arzt, der aber nicht mehr helfen konnte. Parker starb wahrscheinlich an einer Überdosis. Die Klatschpresse in den immer noch von Rassensegregation gezeichneten USA in-

teressierte sich jedoch weniger für den tragischen Verlust eines virtuosen schwarzen Musikers, sondern stürzte sich auf die weiße Frau, die adlige jüdische Rebellin, in deren Hotelsuite er seine letzten Stunden verbracht hatte und die auch gerne als „Negerhure“ oder „Niggerliebchen“ beschimpft wurde.

Clint Eastwood hat in seinem Film *Bird* nicht nur dem genialen Charlie Parker, sondern auch der Grande Dame des Jazz ein filmisches Denkmal gesetzt. Während Forest Whitaker in der Titelrolle eine Ahnung davon vermittelt, wie unendlich anstrengend Genies sein können, wird „Baroness Nica“ als glamouröse „creature of the night“ mit meterlanger Zigarettenspitze präsentiert, die sich später rührend um den sterbenskranken Parker kümmert. Eastwood sagte über sie: „Nica machte sich die ganze Kultur des Jazz und Bebop zu eigen und liebte das Rebellische an ihr.“ Insgesamt etwa zwei Dutzend Musikstücke wurden für sie geschrieben, die bekanntesten darunter von Thelonious Monk („Pannonica“) und Horace Silver („Nica's Dream“).

Bevor Nica 1988 starb, hatte sie eine letzte Bitte an ihre Kinder: Sie sollten ihren Leichnam einäschern lassen und die Asche in den Hudson River streuen, und das musste unbedingt um Mitternacht geschehen – Round Midnight eben. *nu*



Hannah Rothschild
Die Jazz-Baroness: Das Leben der Nica Rothschild
Berlin Verlag, Berlin 2013
352 Seiten
15,99 EUR

Michèle hinter den Spiegeln

Bereits 1960 erschien Michèle Bernsteins Romanerstling „Tous les chevaux du roi“. Nach der Wiederauflage in Frankreich liegt „Alle Pferde des Königs“ in der Übersetzung von Dino Beck und NU-Schachkolumnist Anatol Vitouch nun erstmals auch auf Deutsch vor – eine Flaschenpost aus der Welt der französischen Situationisten.

VON VERA RIBARICH

*Humpty Dumpty sat on a wall,
Humpty Dumpty had a great fall.
All the king's horses and all the king's men
Couldn't put Humpty together again.*

„Eine Eroberung natürlich.“ – Das ist es, was Geneviève ihrem Mann Gilles auf die liebenswürdig vorgebrachte Frage antwortet, was man denn vorhabe, zu dritt im Taxi, auf dem Heimweg, der im Mansardenzimmer der jungen, blonden Carole enden wird. Damit setzt Autorin Michèle Bernstein den Reigen von Verführungen und Affären in Gang, von dem *Alle Pferde des Königs* erzählt. Ort der Handlung: das geliebte Paris, durch das Ich-Erzählerin Geneviève und ihre Clique nachts driften, von Galerien zu Cafés, von Partys zu Bars. Auch Gilles treibt sich mit Carole, mit der er bald ein Verhältnis begonnen hat, auf den Pflasterstränden „zwischen Les Halles, Maubert und Monge“ herum.

Klappentext und frühere Rezensenten des Romans sind sich einig: Michèle Bern-

steins Werk ist ein *roman à clef*, angelehnt an ihr Leben mit ihrem ersten Ehemann Guy Debord, wie sie ein Gründungsmitglied der Situationistischen Internationale und Autor des einflussreichen theoretisch-kritischen Werks *Die Gesellschaft des Spektakels*. Doch auch der weit größere Schatten eines Chimborazo der französischen Romanliteratur legt sich über Bernsteins schmalen Band mit seinen knapp hundert Seiten: Choderlos de Laclos' *Liaisons dangereuses* – der Briefroman aus dem 18. Jahrhundert war ein Jahr zuvor (1959) erstmals verfilmt worden, wobei auch Regisseur Roger Vadim die Libertinage in ein zeitgenössisches Setting verlegte. Die weibliche Hauptrolle spielte Jeanne Moreau, wie auch in François Truffauts Dreiecksgeschichte *Jules et Jim* (1962), deren Flair Bernsteins Roman sehr nahekommt – nicht zuletzt in den Urlaubsszenen am Meer, wohin Bernstein ihre Protagonisten ebenso verschickt wie Truffaut.

Es sei „gut für Romanfiguren, an die Côte d'Azur zu fahren, finden Sie nicht?“, erklärte die Autorin in einem TV-Interview schelmisch den Grund für die Reise, die im zweiten Teil des Buches stattfindet – sie selbst, gab sie zu, war nie dort gewesen, sie habe sich aber gewissenhaft darüber informiert, wie viele Cafés es denn ungefähr in Saint-Paul gebe. Hier dreht sich das Karussell weiter: Gilles und Carole führen ihre Affäre fort, Geneviève bekommt Besuch von Bernard, der ihr aus Paris der Liebe wegen nachgereist ist. „In einem Bett, an das ich nicht gewöhnt bin, erwache ich immer früher“ – so Bernsteins lakonische Mitteilung über Genevièves erste Nacht mit Bernard – ist übrigens ein wohltuender Kontrast zu manch heutiger *Graustufen*-Schreibe. Viele Szenen des Buches erfreuen mit einer feinen Mischung aus Coolness und Zärtlichkeit, so auch, als Bernards frühere Flamme Hélène in die Runde tritt – und von Geneviève prompt verführt wird. Im Übrigen tut man, was junge Intellektuelle im Sommer-

urlaub so tun: an den Strand gehen, einander Gedichte vorlesen, diskutieren, Ricard trinken, Schach spielen – und, wenn der Autorin der Schalk im Nacken sitzt, ein wenig selbstreferenziellen Dialog pflegen:

„Ist euch nicht aufgefallen“, unterbrach Carole, „dass wir alle die Namen von Romanfiguren haben: Gilles und Bertrand; Renaud, Carole, Geneviève?“ „So ist es“, sagte Gilles. „Genau das sind wir, Romanfiguren, habt ihr das nicht bemerkt?“

Mit dem Ende des Sommers lösen sich die Konstellationen auf, man fährt nach Paris zurück, und der Reigen scheint von Neuem zu beginnen, wenn Gilles zu Geneviève sagt: „Anne wartet bei der Rue Gît-le-Cœur auf uns ...“

nu



Michèle Bernstein
Alle Pferde des Königs
Edition Nautilus, Hamburg 2015
128 Seiten
19,90 EUR



© PETER RIGAUD

VON MARTIN ENGELBERG

Ruhiger Blick und entschlossenes Handeln

Besonders in Zeiten erhöhter Gefahren und der damit verbundenen Ängste ist in einer Gemeinde professionelle Leadership gefragt. Wodurch zeichnet sich eine solche aus? Der erste Schritt ist eine möglichst nüchterne Analyse der Situation. Dazu ist zu sagen: Ja, nicht erst seit den Anschlägen von Paris und Kopenhagen wissen wir, dass in Europa insgesamt und für die jüdischen Gemeinden im besonderen die Gefahr von Anschlägen durch radikale Moslems droht. Hier ist es einerseits Aufgabe des Staates, durch verstärkte polizeiliche und gerichtliche Maßnahmen dagegen vorzugehen. Andererseits hat die jüdische Gemeinde hier in Wien bereits in den 1980er-Jahren begonnen, selbst eine professionelle Bewachung ihrer Einrichtungen zu organisieren – dies angesichts der damaligen Anschläge auf jüdische Einrichtungen in Wien und ganz Europa. Die jetzigen Attentate sind also leider kein neues Phänomen, und die Sicherheitsabteilung der Gemeinde leistet in dieser Hinsicht bereits seit vielen Jahren hervorragende Arbeit. Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde sollten also wissen, dass hier in Wien maximale Anstrengungen für ihre Sicherheit unternommen werden.

Wie sind jedoch die Aussagen zu bewerten, der Antisemitismus in Europa insgesamt und auch in Österreich wäre dramatisch gestiegen? Solche Statements sind in mehrfacher Hinsicht falsch, wenig zielführend und verstärken nur die Ängste innerhalb der jüdischen Gemeinde. Dazu ist zu sagen: Ja, der Anteil an antisemitischen Vorurteilen unter Moslems in Europa ist erschreckend hoch. Ebenso rückständig ist auch das Frauenbild vieler Moslems und deren Haltung gegenüber westlichen Werten insgesamt. Es ist die große Herausforderung der europäischen Gesellschaften der nächsten Jahre, die muslimischen Gemeinschaften in ihrer Entwicklung hin zum westlichen Wertesystem zu unterstützen und das notfalls auch einzufordern.

Dabei sollen und müssen sich die jüdischen Gemeinschaften Europas als Teil der europäischen Gesellschaften begreifen und diese Arbeit auch gemeinsam leisten. Ein gutes Beispiel ist ein Vorschlag des jüdischen Journalisten und Politologen Dr. Eric Frey: „So könnten doch Wiener jüdische Jugendliche in Schulen mit hohem muslimischen Schüleranteil gehen und dort offen diskutieren – nicht über Nahost, weil man sich da ohnehin nicht einigen wird, sondern

über die eigenen Haltungen, Beziehungen und das Zusammenleben. Wichtig wäre es, dass man nicht nur jene liberalen Muslime bekommt, die ohnehin höchst gesprächsbereit sind, sondern auch die, die sogar potenziell Jihadismus-gefährdet sind.“ Genau in dieser Richtung sollte zum Beispiel die jüdische Gemeinde, gemeinsam mit den Vertretern der Moslems und dem Stadtschulrat, aktiv werden.

Ebenso darf nicht übersehen werden, dass der klassische Antisemitismus in Europa in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen ist und sich alle europäischen Staaten zu ihren jüdischen Gemeinschaften und deren Schutz bekennen – in einer Deutlichkeit, wie sie wohl in der Geschichte Europas einzigartig ist. Die Aufrufe aus Israel und den USA, die Juden sollten Europa verlassen, sind – gelinde gesagt – wenig hilfreich. Sei es aus Wahlkampfgründen oder schlechtem Gewissen – solche Aufrufe tragen kaum dazu bei, in der Gemeinde vorhandene Ängste abzubauen.

Mit Dramatisierungen, falschen Aufrufen und Aktionismus ist niemandem geholfen. In der derzeitigen Situation ist ein ruhiger Blick auf die Situation und intelligentes, durchaus auch entschlossenes Handeln gefragt. nu

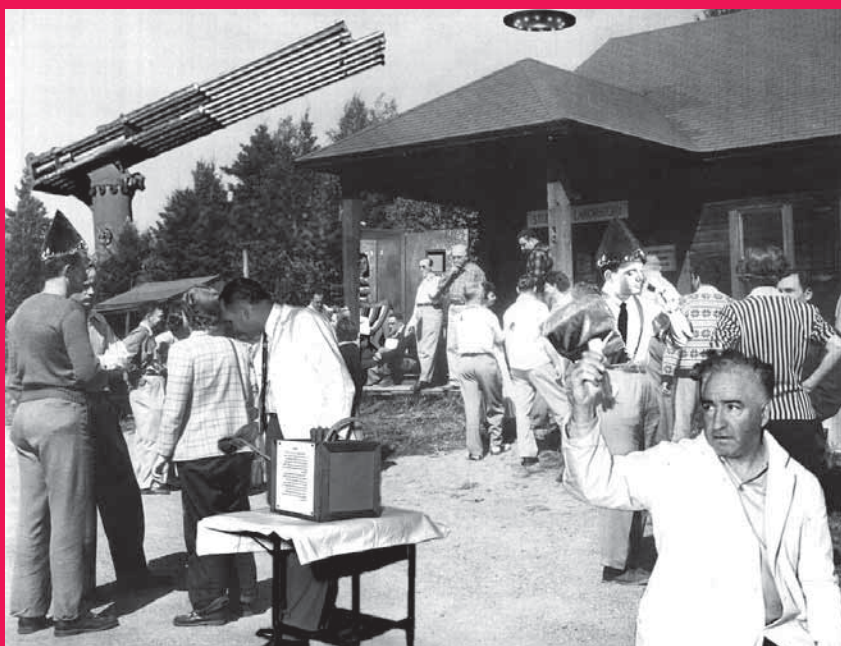
Ihr Inserat im NU

Kontakt:
Gesine Stern
+43 (0) 676 566 85 23
gesine.stern@nunu.at

Suchbild auf Jiddisch ...

**Frisch aus dem Organ-Labor des Dr. Wilhelm Reich.
Finden Sie sieben Veränderungen.**

VON MICHAELA SPIEGEL



1. CLOUDBUSTER
2. UFO
3. ORGONAKKUMULATOR
4. EIN MANN MIT ORGONDECKE UND ORGON-HUT
5. EIN ZWEITER ORGON-HUT
6. EINE WISSENSCHAFTLICHE ORGONENERGIE
7. WILHELM REICH MIT ORGONENERGIE

Warum wir wurden und wie wir waren

VON PETER MENASSE

Das ist eine neue Serie in **NU** – und sie ist abgekupfert. „Vor 20 Jahren im Falter“ heißt unser Vorbild mit dem Untertitel „Wie wir wurden, was wir waren“. Ganz so lang wollten wir nicht warten und beginnen daher bereits an unserem 15. Heft-Geburts-tag mit einer Rückschau. Die Ausgabe null vom April 2000 war der erste wagemutige Versuch, die öde Medienlandschaft der IKG aufzubrechen und mit einem unabhängigen Magazin herauszukommen. Die Gründer Danielle Spera, Martin Engelberg und Erwin Javor hatten ein klares Zielpublikum vor sich: Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde. **NU** wollte all das thematisieren, was von den Verantwortlichen der IKG unter den Tisch gekehrt wurde. Und das auf schmalen acht Seiten in einer Aufmachung, die an Flugblätter erinnerte, wie sie in den 1970er-Jahren mit einem Hektographen hergestellt wurden. Allerdings trug das neue Magazin bereits ein elegantes Logo. Der große Typograph Joey Badian, der heute hauptsächlich in den USA lebt, hatte die beiden Buchstaben **NU**



so konzipiert, das sie hebräischen Zeichen ähnelten, dreidimensional wirkten – und auch zu lesen waren, wenn man das Heft auf den Kopf stellte. Dieses Auf-den-Kopf-Stellen war von Anfang an auch inhaltliche Konzeption des Heftes, lief doch allzu viel in der Kultusgemeinde verkehrt und brauchte ein Korrektiv.

Die Themen der Null-Nummer haben an Aktualität nichts verloren. Da geht es um den Schuldenberg, nicht veröffentlichte Dokumente der Kontroll-Kommission, um ebenso endlose wie ergebnislose Sitzungen der Restaurant-Kommission und von der IKG-Führung missachtete, kontroverse Positionen.

Martin Engelberg schrieb in seinem Kommentar über die Granden der Gemeinde: „Es wird zu viel geschummelt, geblufft, sich wichtig gemacht, für den Augenblickseffekt getan“, und weiter zu den offensichtlichen wirtschaftlichen Problemen, die nach seiner Ansicht von den Gegnern gegen die IKG genützt werden könnten: „Daher ist unsere bisherige Haltung obsolet, nicht offen über die Probleme in unserer Gemeinde zu sprechen“, und schließlich: „Um sie hingegen ganz offen zu diskutieren, ist diese Zeitung gegründet worden ...“

Wie stand auf der ersten Seite des neuen Hefts: „Nu. Es reimt sich auf Tu.“ Na bitte. nu

In eigener Sache



Leserbriefe zu Ausgabe 58



Betr.: Gratulation

Ich möchte zu dem Bericht „Kein richtiges Leben im falschen“ (**NU** Nr. 58) aus vollem Herzen danken. Es wirft auf die NRP Bures ein bezeichnendes Licht, wenn man ihre Aussagen über den Generaldirektor der ÖBB hört. Seinem politischen Geschick haben wir diese ÖBB-Ausstellung „Verdrängte Jahre“ zu verdanken. Danke für diesen und die anderen Artikel.

Schalom

Peter E. Drechsler

Betr.: Fürstin Liechtenstein

Ihr Artikel über die Fürstin Liechtenstein hat mich in folgendem Zusammenhang an den Sommer 1938 erinnert. Im Jahre 1938 wurden ja sofort nach dem Einmarsch alle Parkanlagen und öffentlichen Gärten für Juden gesperrt und die Bänke mit der Aufschrift „Nicht für Juden“ versehen. Nur im Liechtensteinpark gab es kein solches Verbot für Juden. Für jüdische Teenager wurde so

der Liechtensteinpark im Sommer 1938 ein herrlicher Treffpunkt, weil es sonst keinen Ort gab, wo sie sich treffen konnten. Irgendwann hat dann die HJ eine Prügelei veranstaltet und dann wurde der Park für die gesamte Öffentlichkeit gesperrt. Ich glaube, diese Episode sollte nicht vergessen werden.

Dr. Robert Rosner

Betr.: Danke!

Liebes **NU**-Redaktionsteam, für die Gratulationen zum 25-jährigen Bestehen des Ensemble Klesmer Wien in Ihrer **NU**-Ausgabe Nr. 58 (4/2014) bedanke ich mich, auch im Namen des Ensembles, ganz herzlich. Für Ihr „kontinuierliches Bemühen, um auf die Verwerfungen unserer Gesellschaft hinzuweisen“ (frei nach Ida Salomon in ihrem Editorial zu der oben genannten **NU**-Ausgabe) wünsche ich dem Redaktionsteam weiterhin viel Erfolg!

Mit den besten Wünschen für 2015 und herzlichen Grüßen,



Martin Engelberg

Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist Autor einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.



Anita Haviv-Horiner

In Wien geboren, 1979 Einwanderung nach Israel. Bildungsexpertin mit Schwerpunkt deutsch-israelischer Dialog.



Tjark Kunstreich

ist Sozialarbeiter, Psychoanalytiker in Ausbildung unter Supervision und Mitglied der AG zur Geschichte der Psychoanalyse der WPV.



Charles Lewinsky

ist Schriftsteller. Sein letzter Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.

Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin und veröffentlichte 2011 ihren ersten Gedichtband.



Jacqui Ball Licht

ist in London aufgewachsen und zog im Jahr 1972 nach Israel. Sie gehört bereits seit 1985 zur israelischen Start-up-Szene im Bereich von Software-Anwendungen.



Peter Menasse

Der **NU**-Chefredakteur ist selbstständiger Kommunikations- und Organisationsberater und Buchautor.



Rainer Nowak

Der Herausgeber und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger **NU**-Mitarbeiter. Er ist Vater zweier Töchter.



Franz Pichler

Langjähriger Beamter im Wissenschafts- und Außenministerium, lebt derzeit in Wien.



Vera Ribarich

ist freischaffende Übersetzerin, Dolmetscherin und Lektorin in Wien.



Ida Salamon

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring und Veranstaltungsmanagement tätig.



Anna Maria Sigmund

studierte Geschichte und Kunstgeschichte; Mitglied des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung der Universität Wien; zahlreiche Publikationen zum Nationalsozialismus; *Die Frauen der Nazis* wurde zum internationalen Bestseller.



Danielle Spera

Das **NU**-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.



Michaela Spiegel

Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Anatol Vitouch

ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.



Herbert Voglmayr

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für **NU** verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.



René Wachtel

lebt in Wien und ist Kultusrat für CHAJ-Jüdisches Leben in der IKG.



Peter Weinberger

war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.

Peter Menasse und Rainer Nowak haben sich diesmal in der ÖBB-Kantine am Wiener Praterstern getroffen.



FOTO © MILAGROS MARTÍNEZ-FLNER

Menasse: Eine ÖBB-Kantine ganz ohne Leute.

Nowak: Es ist Freitag, entweder sind sie schon im Wochenende oder im Zug.

Menasse: Das sind wieder deine Vorurteile. Die Bahn fährt doch auch am Samstag und Sonntag. Es könnte nur sein, dass die ÖBB-ler heute ein wenig Verspätung haben.

Nowak: Du wirst mich nicht schon wieder in das neoliberale Eck drängen. Ich habe nicht etwa gesagt: Keiner ist hier, da gerade eine Frühpensionierungs-Anmeldungs-welle anläuft. Vielmehr könnte ich mir vorstellen, dass das Gabelfrühstück-Angebot in dieser Kantine noch Potenzial nach oben hat.

Menasse: Warum sind wir überhaupt hier? Ist das nur eine deiner üblichen skurrilen Ideen, oder wolltest du damit etwas ausdrücken?

Nowak: Wir hätten uns pünktlich zur Fastenzeit auch in eine Opernball-Loge zwängen können. Aber dein Gedächtnis ist seit deinem 40. Geburtstag vor ein paar Tagen ein wenig lückenhaft. Du hast beim letzten Mal vorgeschlagen, in ein Lokal mit linker Deutungshoheit zu gehen – voilà.

Menasse: Es sind die ÖBB und das Verkehrswesen unzweifelhaft Zentralen der österreichischen Macht. Immerhin sind zwei ehemalige Verkehrsminister Bundeskanzler und erste Nationalratspräsidentin. Jetzt fehlt nur noch, dass Minister Stöger Bundespräsident wird, dann sind die drei höchsten Positionen des Staates verkehrstechnisch besetzt.

Nowak: Jetzt noch schnell ein Mehrheitswahlrecht, und ich bewerbe mich als Speisewagen-Staatssekretär – aber nur unter Österreich-CEO Christian Kern.

Menasse: Dem armen Generaldirektor Kern tut man nichts Gutes, wenn man

ihn ständig als Konkurrenz zu Herrn Faymann nennt.

Nowak: Ja, der Arme muss ständig mit SPÖ-Landesfürsten auf Bälle gehen. Dabei ist er noch gar nicht Kanzler.

Menasse: Du bist ein klassischer Journalist. Du redest immer nur von Personen und nicht von Inhalten. Dabei wird doch gerade in der Regierung so intensiv über eine Steuerreform verhandelt.

Nowak: Klassische Journalisten sind auch immer kleine Propheten. Also, der Steuerreform-Kompromiss schaut wie folgt aus: Die Lohnsteuer sinkt für alle ein bisschen. Die Gegenfinanzierung steht auf geduldigem Papier – Betrugsbekämpfung, höherer Konsum durch die Steuersenkung und Wirtschaftsaufschwung. Wir beide zahlen mehr Sozialversicherungsbeiträge. Das ist eine weltexklusive **NU**-Information, gegeben schon heute, am 20. Februar, also drei Wochen vor dem angepeilten Ende der Verhandlungen.

Menasse: Skeptiker gehen allerdings davon aus, dass die Mehrwertsteuer erhöht wird, sodass die minimalen Lohnsteuersenkungen gerade so hoch sind, wie das Mehr an Mehrwertsteuer, das wir Konsumenten zu löhnen haben. Das nennt man ein Nullsummenspiel, wobei wir dabei die Nullen sind.

Nowak: Die Bundesregierung bevorzugt das Begriffsduo ausgaben- und einnahmenneutral. Ich werde jetzt dann meinen Griechenland-Urlaub buchen. Ist es eigentlich solidarischer, mit den ÖBB nach Kärnten oder mit der AUA nach Kreta zu reisen, Herr Menasse?

Menasse: Ich dachte, du fährst mit dem BMW nach Monaco. Ich überlege hingegen, mit der Bahn nach Griechenland zu reisen. Das einzige Problem dort wird sein, nicht für einen Deutschen gehalten zu werden.

Nowak: Nimm ein paar Eulen nach Athen mit. Damit sie dort wenigstens irgendwas haben.

Menasse: Kommen wir zum Kern unserer Sache zurück. Der Mann ist doch von seinem ganzen Habitus her ein klassischer Manager. Wäre er nicht für dich eine Idealbesetzung als Bundeskanzler?

Nowak: Du meinst so eine Art Wolf im Schafspelz aus bürgerlicher Sicht? Wenn ich ihn jetzt als Kanzlerkandidaten empfehle, schade ich ihm wirklich. Das will ich nicht. Daher: Wählt Werner Faymann, Genossen!

Menasse: Na bumm. Wenn ich das wem aus dem Kontext gerissen erzähle, wird diese Empfehlung nicht nur dem Faymann, sondern auch dir schaden.

Nowak: **NU**-Autoren und ihre Leser bewegen sich ausschließlich im Kontext. Das unterscheidet sie von anderen.

Menasse: Du würdest erstaunt sein, wer aller **NU** liest. Und das nicht, weil du dabei bist, sondern weil das Heft so großartig ist. Es gibt ja unter anderem einen Autor, der eine regelmäßige Kolumne in der *Presse* hat und damit die Qualität deiner Zeitung deutlich erhöht.

Nowak: Christian Ortner schreibt jetzt auch schon für **NU**?

Menasse: Den würdest du jedenfalls nicht in eine ÖBB-Kantine bekommen.

Nowak: Und wenn, würde der Sicherheitsdienst gerufen werden.

Menasse: Du hast ja heute noch einen Termin, wie ich weiß. Machen wir Schluss. Wir von den ÖBB hassen nämlich Verspätungen.

Nowak: Das mit dem Termin stimmt. Es ist Freitag früh, ich muss pünktlich ins Wochenende.

*Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.

פסח ארבע נוסות

Ihre vier Gläser zum Seder sollen
Ihnen gut schmecken!
Verwöhnen Sie sich, Ihre Familie und Ihre
Gäste zu Pessach mit einem erlesenen Wein.
Wiens erste koschere Vinothek
bietet Ihnen Weine der Spitzenklasse.



Für Weinkenner und –liebhaber

Wir haben unser Sortiment erweitert und laden Sie herzlichst ein, uns zu besuchen.

Bei uns finden Sie Spitzenweine aus aller Welt, die bisher in Österreich noch nicht erhältlich waren. Viele der Weine können bei uns verkostet werden.

- Die besten ELVI-Weine aus Spanien, darunter der weltbeste koschere Rioja.
- Cava, streng nach der traditionellen Méthode Champenoise produziert.
- Malbec aus Argentinien
- Top - Weine aus Chile und Australien
- Frankreich ist mit den Regionen Bordeaux, Haut-Medoc, St. Emillon, Listrac-Medoc, Loire und einem Chablis der Superlative vertreten.
- Aus Italien bieten wir diverse Weingüter, darunter den besten koscheren Winzer Italiens aus der Toskana.
- Aus den USA führen wir köstliche Weine aus dem Napa Valley.

Öffnungszeiten vor Pessach

Sonntag 29. 03. von 10:00 bis 18:00
30.03. bis 02.04. von 10:00 bis 20:00

Wenn Sie am Anfang Ihrer Liebes- beziehung zum Wein stehen...

- Wir führen auch leicht trinkbare trockene und halbsüße Weine mit wenig oder sehr wenig Alkohol.
- Für Kunden die bisher allergisch auf Wein reagiert haben bieten wir eine Auswahl an Weinen mit extrem niedrigem Histamin Gehalt.
- Wenn wir Sie trotz aller Bemühungen nicht von unseren Weinen überzeugen konnten, führen wir auch Traubensaft!

Öffnungszeiten

Montag bis Donnerstag: 10:30 bis 18:30
Freitag: 08:00 bis 13:00

ferszt VINOOTHEK

+43 664 240 38 39

Obere Donaustraße 71, 1020 Wien
vino@ferszt.at, www.ferszt.at

Sie erreichen uns: U2, U4: Station Schottenring, Ausgang Herminengasse.
Parken: Parkplatz Obere Donaustraße Ecke Herminengasse

Wir befürworten einen genussvollen aber verantwortungsvollen Umgang mit alkoholhaltigen Getränken. Don't drink and drive.